Ph. U.
238

<36601902510012

<36601902510012

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. U. 238.
N: 674.

Philos. Opera varia. 226.

R

674.

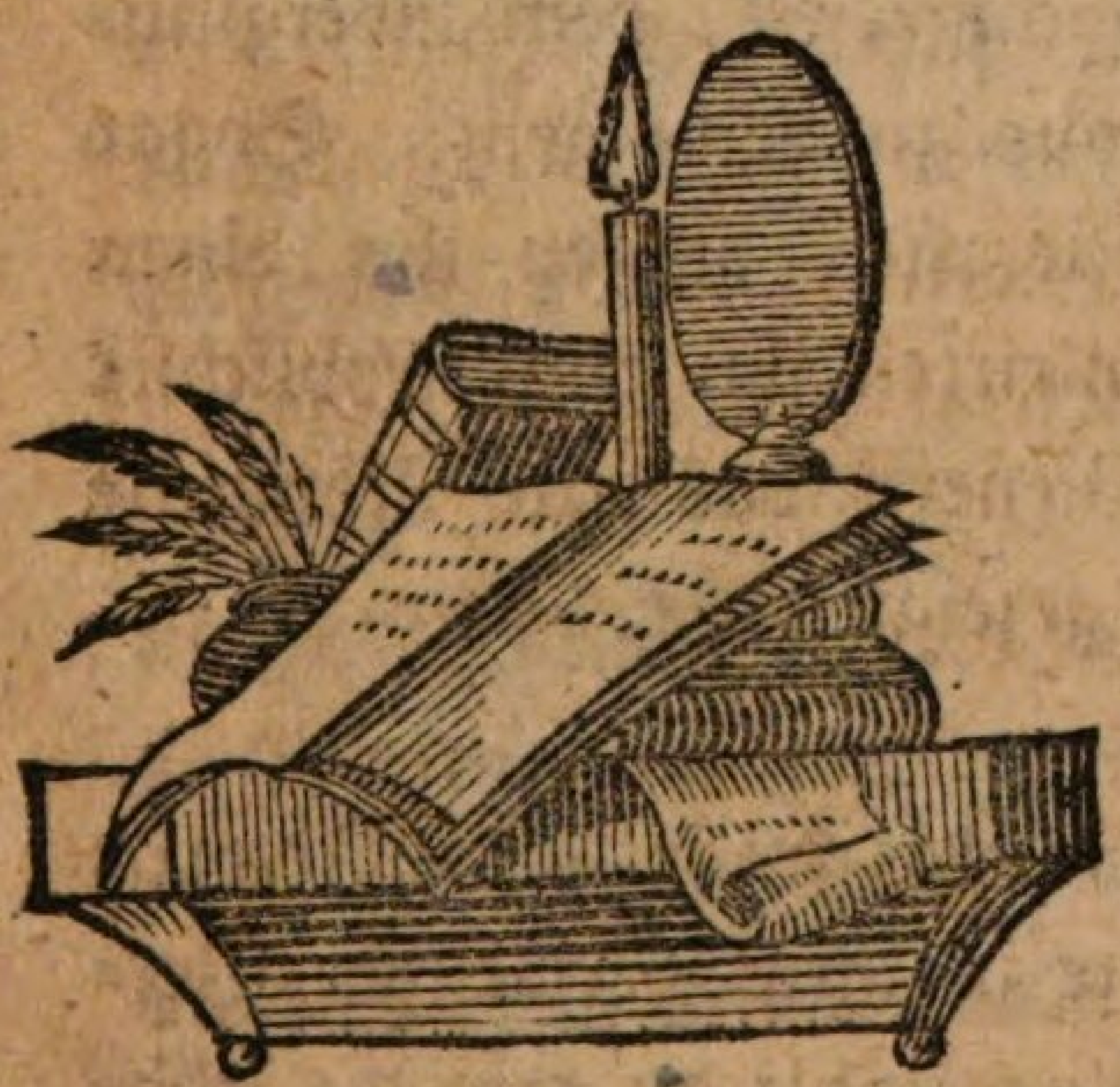
Der wahre Sinn des Natursystemes.

Von

Johann Claudius Hadrian Helvetius.

Ein hinterlassenes Werk.

R



Frankfurt und Leipzig.
1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede
des
Uebersetzers.

Ich habe diese flüchtige Uebersetzung in der Absicht unternommen, daß sie bey meinen Lesern das nämliche bewirken möchte, was das Original über mich vermochte: nämlich den Beobachtungsgeist aufzuschrecken, und die Beurtheilungskraft zu schärfen. — Thoren werden davon wenig verstehen, und manche falsche Auslegung machen: Bösewichter finden überall Nahrung für ihre Verkehrtheit, und werden das Beste zu ihrem Vortheile zu drehen

wissen. — Der Kluge wird das Wahre vom Unächten gehörig unterscheiden, und jedes in sein Licht setzen. Dieser wird dieses Werkchen auch allein mit Nutzen in die Hand nehmen. — Die heilsamsten Arzeneyen können durch unrechten Gebrauch tödtliches Gift werden.

Unsere theologischen und metaphysischen Moralisten werden hier freylich einige Nüsse finden, die sie ein paar Zähne kosten werden, wenn sie sie in einer methodischen Demonstrativart aufknacken wollen. — Sie sollen sich also auf eine andere Art vorbereiten, dagegen aufzutretten — und überhaupt, den Menschen fleißiger beobachten, um ihre Sätze fester zu gründen. — Ein Anathema reicht eben so wenig hinaus, als eine subtile Distinktion, um zu überzeugen.

Vorrede
des
Verfassers.

Der Mensch wollte zu seinem Unglücke die Grenzen seiner Sphäre überschreiten, und versuchte es, jenseits dieser sichtbaren Welt sich hinüberzuschwingen. Er vernachläßigte die Erfahrung, um sich mit Muthmaßungen zu weiden. Er scheute sich, seine Vernunft zu bebauen, gegen welche man beyzeiten vorzukommen wußte. Er bestrebte sich, sein Geschicke in einem andern Leben erkennen zu lernen, bevor er sich im gegenwärtigen noch glücklich zu machen bemühte.

Die Absicht des Verfassers zielet nun dahin, den Menschen zur Natur wieder zurückzuführen, in ihm die theure Vernunft herzustellen, die Schatten zu zerstreuen, die ihm den einzigen eigentlichen Weg zu dem gesuchten Glücke verdecken — — — — Betrachtungen mit ihm zu machen, welche der Ruhe und dem Wohl der Menschen aufhelfen, und den Fortgang des Geistes begünstigen. —

Weit davon entfernt, ihm die geheiligten Bande der Moral zu zerreissen, bestrebt er sich vielmehr, sie noch enger anzuziehen, und die Tugend auf ihren Altar zu erheben: denn diese allein verdient die Huldigung aller Menschen.

Der wahre Sinn des Natursystemes.

§. 1.

Von der Natur.

Der Mensch ist das Werk der Natur; er ist in dieser Natur darinnen; er ist ihren Gesetzen unterworfen, und kann sich davon nicht losreissen, kann sich selbst mit den Gedanken nicht durch sie hinausfinden. — Als ein Wesen, welches von der Natur gebildet wurde, kann er nichts außerhalb die-

ses großen Alles seyn, von dem er einen Theil mit ausmacht. — Die Wesen, welche man jenseits der Natur, oder ganz von ihr unterschieden vermuthet, sind Abentheuer, wovon wir uns keine wirkliche Begriffe machen können.

Der Mensch ist lediglich ein **physikalisches** Wesen. Der **moralische** Mensch ist nichts anders, als der physikalische, unter gewissen Gesichtspunkten betrachtet; seine Organisation ist das Werk der Natur. Seine sichtbaren Handlungen, seine unsichtbare Regungen sind natürliche Wirkungen — Folgen seines Mechanismus. Alles, was er erfunden hat, ist nur eine Folgerung der Wesenheit, die ihm eigen ist. Alle unsere Begriffe sind in dem nämlichen Falle. Die Kunst ist weiter nichts, als die handelnde Natur mit Hilfe der Werkzeuge, die sie gemacht hat. — Alles ist Antrieb der Natur.

Zur Physik und zur Erfahrung muß der Mensch seine Zuflucht in allen seinen Untersuchun-

suchungen nehmen. — Die Natur handelt nach einfachen Gesetzen. Verlassen wir die Erfahrung einmal, so wird uns bald unsere Einbildungskraft irre leiten. Es ist lediglich Mangel an Erfahrung, daß man sich unvollkommene Begriffe von der Materie gemodelt hat. — Die Trägheit findet freylich ihre Rechnung eher dabey, wenn sie sich durch das Beyspiel, die allgemeine Gewohnheit, und das Ansehen führen läßt; als wenn sie durch die Erfahrung, welche Thätigkeit; und durch Vernunft, welche Ueberlegungen fodert, sich sollte leiten lassen. Und daher rührt der Abscheu vor allem, was von den gewöhnlichen Vorschriften abweicht, und die Achtung für die Gebräuche des Alterthumes. Die Unerfahrenheit zeugt die Leichtgläubigkeit. Befragen wir nur die Erfahrung, betrachten wir dieses Weltgebäude; sie weisen uns nichts weiter, als Materie und Bewegung.

---

§. 2.

Von der Bewegung und ihrem Ursprunge.

Die einzige Bewegung befestiget die wechselseitige Gemeinschaft zwischen unsern Organen und den Wesen, die inner oder außer uns sind.

Eine Ursache ist ein Wesen, das ein anderes in Bewegung setzet, oder — welches eine Veränderung darinne bewirkt. Die Wirkung ist die Veränderung, welche ein Körper in dem andern mittels Bewegung hervorbringt.

Auf was immer für eine Art ein Körper auf uns wirken mag, so gelangen wir doch zur Erkenntniß dieser Wirkung nur durch die Veränderung, die er in uns verursacht.

Blos von den Handlungen urtheilen wir auf die innern Bewegungen, Gedanken, Handlungen

lungen und die übrigen Empfindungen. Wenn ein Mensch entflieht, so urtheilen wir, daß er sich fürchte.

Die Bewegung der Körper bleibt immer die nothwendige Folge ihrer Wesenheit. Jedes Ding hat Gesetze der Bewegung, die ihm eigen sind.

Alles ist Bewegung im Universum. Die Wesenheit der Natur ist — Handeln. Alle Wesen werden gezeugt, wachsen, nehmen ab, und werden zerstreut — und weiter machen sie nichts. Die Steine, das Eisen u. s. f. alles handelt. Der Stein, der auf der Erde liegt, drücket und wirket auf sie. Durch die Bewegung geschieht es, daß unsere Geruchsnerven von den Ausflüssen der festern Körper angestoßen werden.

Diese Bewegung hat die Natur von sich selbst bekommen: denn sie machet das große All aus, ausser welchem nichts mehr daseyn kann. Diese Bewegung ist die Wesenheit der

der Materie. Sie bewegt sich durch ihre eigene Kraft, und hat ihre Eigenschaften, nach welchen sie handelt.

Daß man eine Ursache voraussetzen könne, welche die Materie in Bewegung gebracht hat, muß man voraussetzen, daß sie habe anfangen können, da zu seyn — welches doch unmöglich ist. Denn, wenn die Materie nicht kann gänzlich vernichtet werden oder aufhören da zu seyn: wie ist zu begreifen, daß sie jemals angefangen habe?

Woher ist denn also die Materie gekommen? — Sie ist allzeit gewesen! — Woher ist die Bewegung der Materie entstanden? — Sie hat sich von aller Ewigkeit her bewegen müssen, weil die Bewegung eine Folge ihres Daseyns, ihrer Wesenheit ist, und das Daseyn allzeit in der Sache, welche da ist, gewisse Eigenschaften voraussetzet. Daher, daß sie ihre Eigenschaften hat, müssen nothwendigerweise ihre Arten zu handeln aus der Beschaffenheit ihres Wesens entspringen. Daher, daß ein Körper Schwere hat, muß er fallen.

§. 3.

§. 3.

Von der Materie und ihren Bewegungen.

Von der Bewegung allein hangen die Veränderungen, die Gestalten und die Modifikationen der Materie ab. Durch die Bewegung entsteht, verändert sich, wächst und zerstört sich alles, was existirt.

Durch Hilfe der Bewegung geschieht ein Uebergang, ein Wechsel — ein beständiger Umlauf der ursprünglichen Theilchen der Materie. Diese Theilchen werden aufgelöst, um in der Folge neue Wesen zu bilden. Ein Körper ernähret einen andern Körper. Am Ende eines gewissen Zeitraumes giebt jedes Ding die Elemente wieder zu der allgemeinen Masse zurück, die es von selber entlehnet hat. Die Natur ist wegen ihren Zusammensetzungen eine Geburt der Sonnen. Die

Be-

Bewegung wird vielleicht eines Tages die Theile wieder zerstreuen, aus welchen sie diese wunderbare Klumpen zusammengefüget hat, die der Mensch bey der kurzen Dauer seines Daseyns nur im Vorbeygehen und ganz im Dunkeln erblicken kann.

---

§. 4.

Von den Gesetzen der Bewegung, welche allen Wesen zukommen. Von der Attraktion, Repulsion, der Kraft der Trägheit, und von der Nothwendigkeit.

Wenn wir eine handelnde Ursache sehen, so betrachten wir ihre Wirkungen als natürlich. Stoßen wir aber auf eine ungewöhnliche Wirkung, ohne daß wir die Ursache zu entdecken vermögen: so nehmen wir gleich die Zuflucht zu unserer Einbildungskraft. Diese erschaffet uns Abentheuer.

Und dennoch kann in der Natur nichts anders bestehen, als natürliche Ursachen und Wirkungen. Alle Bewegungen folgen beständigen und nothwendigen Gesetzen. Wenn wir sie nicht finden, können wir deshalb nur ein einzigesmal schließen, daß die Ursache, welche da wirkt, übernatürlich sey?

Der sichtbare Endzweck aller Bewegungen in den Körpern ist — ihre wirkliche Existenz

zu

zu erhalten, was sie begünstiget, an sich zu ziehen, und was ihr schaden könnte, von sich abzutreiben. Sobald man ist, erfährt man die Bewegungen, die einer bestimmten Wesenheit eigen sind.

Jede Ursache bringt eine Wirkung hervor, und so kann es auch keine Wirkung ohne Ursache geben. Sobald aber alle Bewegungen einer Ursache nothwendig sind, weil diese Bewegungen zum Voraus durch ihre Naturen, ihre Wesenheiten, ihre Eigenschaften bestimmt waren: so muß man ja schließen, daß alles nothwendig sey, und daß jedes Wesen der Natur in seinen Umständen und nach den gegebenen Eigenschaften nicht anders handeln konnte, als es that. Die Nothwendigkeit ist ein untrügliches und beständiges Band zwischen den Ursachen und ihren Wirkungen; und diese unwiderstehliche Kraft, diese allgemeine Nothwendigkeit ist nur eine Folge aus der Natur der Dinge, gemäß welcher alles mittels unabänderlicher Gesetze handelt.

§. 5.

Von der Ordnung und der Unordnung, vom Verstande und vom Zufalle.

Aus dem Anschauen regelmäßiger Bewegungen in dem Weltall entstehet im Geiste der Menschen Begriff von Ordnung. Dieses Wort drücket nur eine Sache beziehungsweise auf uns aus. Der Begriff von Ordnung und Unordnung beweiset nichts weiter, als daß sie in der Natur bestehen, weil in ihr alles nothwendig ist. Die Unordnung in einem Wesen ist nur sein Weg, nach einer neuen Ordnung, auf eine neue Art zu existiren. Wenn dieser Gang schnell forteilet, wird die Unordnung für uns größer. So richtet der Tod in unsern Augen die merklichste Unordnung an, und er thut doch anders nichts, als daß er unsere Wesenheit ändert; wir sind in diesem Falle der Ordnung der Bewegung nicht weniger unterworfen.

Verstand nennen wir das Vermögen, zufolge eines gewissen Endzweckes zu handeln, den wir in jenem Wesen erkennen, welchem wir ihn zueignen. Wir verneinen hingegen den Verstand bey jenen Wesen, die nicht auf unsere Art handeln.

Wir schreiben dem Zufalle alle die Wirkungen zu, von welchen wir die Verknüpfung mit ihren Ursachen gar nicht einzusehen vermögen. — — Sobald wir Ordnung wahrnehmen, oder wenigst wahrzunehmen glauben, so eignen wir es dem Verstande zu; einer Eigenschaft, die wir von uns selbst entlehnet, und aus der Beschaffenheit unsers Wesens herausgekünstelt haben.

Ein verständiges Wesen ist jenes, das denket, will und handelt, zu einem bestimmten Endzwecke zu gelangen. Hiezu gehören nothwendig Organen und ein Endzweck, die beyde den unsrigen gleichen. — Wenn die Natur durch einen Verstand beherrschet würde, so bedürfte sie derselben eben so sehr,

weil

weil es ohne Organen weder Perception, weder Begriffe, weder Anschauen, weder Gedanken, weder Willen, weder ordentliche Entwürfe, weder Handlungen geben kann. Die Materie begreift Handlung, Verstand und Leben in sich, wenn sie auf gewisse Arten zusammengefüget ist.

§. 6.

Vom Menschen; von seiner Eintheilung in den moralischen und physikalischen Menschen; von seinem Ursprunge.

Der Mensch ist in jedem Augenblicke der Nothwendigkeit unterworfen. Sein Temperament hängt nichts weniger als von ihm ab; und dieß hat doch Einfluß auf alle seine Leidenschaften. Des Menschen mehr oder weniger überflüßiges und erhitztes Geblüt, seine mehr oder minder schlaffen Nerven; die Nahrungen, die er zu sich nimmt; die verschiedene Luft, die er athmet — alles wirket auf ihn.

Der Mensch ist ein Ganzes, das organisirt und aus verschiedenen Materien zusammengesetzt ist, und nach der Anlage seiner Eigenschaften handelt. Die Beschwerniß, dasjenige ausfindig zu machen, was seine Bewegungen, seine Begriffe hervorbringt, ver-

veranlaßte die Eintheilung seiner Wesenheit in zwo Naturen. Man erfand Worte, weil man nicht im Stande war, die Sache selbst zu erkennen.

Der Mensch ist ein Produkt der Natur, wie alles das Uebrige. Allein, woher ist er gekommen? — Es mangelt uns an Erfahrungen, um diese Frage auflösen zu können.

Ist er von aller Ewigkeit her gewesen? oder nur eine zeitliche Geburt der Natur? — Eines ist, wie das andere — jedes ist gleich möglich. Die Materie ist ewig; aber ihre Zusammensetzungen und Gestalten sind wandelbar. Es ist wahrscheinlich, daß der Mensch ein Werk sey, welches mit der Zeit entstund, und nur unserm Erdball eigen ist, auf welchem sich die übrigen Produkte, und selbst auch die Menschen, nach der verschiedenen Beschaffenheit und den Umständen der Weltstriche, abändern. — Ohne Zweifel entstund einmal ein männlicher und ein weiblicher Mensch; und diese beyden Menscharten

werden auch so lange fortdauern, als die Mitordnung des Erdrundes mit ihnen bestehen kann. Wenn dieses seinem Untergange sich nähern sollte, würde das menschliche Geschlecht neuen Wesen den Platz räumen müssen, welche tauglich wären, sich mit den Eigenschaften vereinigen und in Ordnung stellen zu lassen, welche es nachhin haben würde.

Von einer Gottheit und Erschaffung hier reden wollen, heißt nichts anders, als die Schöpferkraft der Natur verkennen, und nicht wissen, wie sie den Menschen habe hervorbringen können.

Der Mensch hat nicht den mindesten Grund, sich für ein privilegirtes Wesen in der Natur zu halten. Er ist allen den Abänderungen ausgesetzt, welchen die übrigen Wesen blosgestellt sind. Der Begriff seines Vorzuges beruhet lediglich auf der Eigenliebe, die er sich selber vor andern erweist.

---

§. 7.

§. 7.

Von der Seele und ihrer Geistigkeit.

Was man unsere Seele nennt, bewegt sich mit uns. Nun aber ist die Bewegung eine Eigenschaft der Materie. — Diese Seele beweiset sich auch noch materiell in den unüberwindlichen Hindernissen, die sie von Seite der Körper erfahren muß. Wenn sie schon die Bewegung meines Armes bewirken kann, so lange derselben nichts entgegen steht, so wird sie es doch nicht mehr vermögen, wenn ihn eine zu große Last beschweret. Also ein Klotz von Materie vernichtet den Trieb, welchen eine geistige Ursache geweckt hat, die doch eben deswegen von Seite der Materie kein Beschwerniß finden sollte, weil sie ganz und gar keine Aehnlichkeit mit der Materie hat! —

Die Bewegung setzet Ausdehnung und Dichtigkeit in der Substanz voraus, die sich bewegt. Sobald man also einer Ursache

Handlung zugiebt, so muß sie von nun als materiell betrachtet werden.

Während sich mein Körper vorwärts bewegt, bleibt meine Seele nicht zurücke. Sie hat daher mit meinem Körper eine gemeinschaftliche Eigenschaft, die der Materie eigen ist. — Sie macht einen Theil des Körpers aus, weil sie alle Revolutionen desselben leidet. Sie wandert durch den Zustand seiner Kindheit und ihrer Gebrechlichkeit; nimmt Theil an den Freuden und Plagen desselben — gibt Merkmale des Hinwelkens, des Alters und des Todes. Die Seele ist nur der Körper selbst, beziehungsweise auf einige Verrichtungen betrachtet.

Was soll denn eine Substanz seyn, die nichts von alle dem ist, was wir durch Zuthun unsrer Sinne erkennen? Ein Wesen, das keine Materie ist, und doch auf Materie wirket? Wie kann denn ein Körper solch ein flüchtiges Wesen einschließen, bezwingen, welches allen unsern Sinnen entwischet?

---

§. 8.

§. 8.

Von den Verstandsfähigkeiten; alle werden von der Kraft zu empfinden abgeleitet.

Empfinden heißt eine bestimmte Weise, erschüttert zu werden, welche gewissen Organen der beseelten Körper eigen ist, und durch die Gegenwart eines körperlichen Gegenstandes verursachet wurde. Die Empfindsamkeit (das Vermögen, zu empfinden) ist das Resultat einer Zusammenfügung (Einrichtung) welche den Thieren eigen ist; die Organen theilen sich wechselweise die Eindrücke mit.

Jede Empfindung ist eine Erschütterung, welche in unsern Organen vor sich geht; jede Perception eine Erschütterung, welche bis in unser Gehirn verbreitet wird; jede Idee das Bild des Gegenstandes, von welchem das Gefühl und die Perception herstammet. Wenn also unsere Sinne nicht erschüttert werden, so können wir weder Empfindungen, weder Perceptionen, weder Begriffe haben.

Das Gedächtniß zeugt die Einbildungskraft. Man macht sich ein Bild von demjenigen, was man gesehen hat. Dutch die Einbildungskraft versetzt man sich unter Dinge, die man nicht sieht.

Die Leidenschaften sind Bewegungen des Willens, der von den Gegenständen, welche ihn aufrütteln, nach Maaßgabe der Zusammensetzung und der Art unsers Wesens, bestimmt wird.

Alle Verstandsfähigkeiten, welche man der Seele beyleget, sind nothwendige Modifikationen, die von jenen Gegenständen bewirket werden, die auf unsere Sinne stoßen. Daher kömmt das Beben und Zittern der Glieder, wenn das Gehirn mit der Bewegung angestecket ist, die man Furcht nennet.

---

§. 9.

§. 9.

Von der Verschiedenheit der Verstandesfähigkeiten; sie hangen von physikalischen Ursachen ab, so wie auch ihre moralischen Eigenschaften. Natürliche Grundsätze von der Geselligkeit, der Moral und der Politik.

Das Temperament entscheidet über die Verstandeseigenschaften. Von der Natur und unsern Aeltern rührt es her, daß wir diese Eigenschaften besitzen. Die Nahrung, die Beschaffenheit der Luft, der Weltstrich, die Erziehung, die Begriffe, die man uns beybringt, bestimmen die Art desselben.

Dadurch, daß man unsere Seele geistig macht, gibt man ihr uneigentliche Hilfsmittel. Temperament ist es, daß sie sich beschäfftigen muß. Es kann verbessert, umgeändert, verschieden modificirt werden.

Der

Der Geist ist eine Folge der physikalischen Empfindsamkeit. Es ist eine Fertigkeit, welche einige Wesen haben, den Umfang und die Theile der Gegenstände leicht zu übersehen.

Mit Hilfe der Erfahrung können wir uns Wirkungen vorstellen, wovon uns noch keine begegnet sind. Daher die Klugheit — daher die Voraussehung..

Die Vernunft ist die Natur, welche die Erfahrung modificirt hat.

Der Endzweck des Menschen ist — sich zu erhalten, und sein Daseyn glücklich zu machen. Die Erfahrung lehret ihn, daß ihm die andern Wesen unentbehrlich sind; sie zeiget ihm die Art und Weise, wie er sie zum Beytrage zu seinen Vorhaben anwenden soll. Er sieht, was man billiget, und was hingegen misfällt; diese Erfahrungen schaffen in ihm den Begriff von Recht und Unrecht. Die Tugend, wie das Laster —

keines

keines von beyden ist irgend auf festen Uebereinstimmungen gegründet, sondern blos auf den wechselseitigen Beziehungen, welche zwischen den Wesen des menschlichen Geschlechtes obwalten.

Die Pflichten, welche die Menschen untereinander schuldig sind, fließen aus der Nothwendigkeit, die Mittel recht anzuwenden, welche zu dem Ziele führen, das ihre Natur sich vorsetzet. Dieses geschieht, wenn wir zum Wohle des andern helfen: denn dadurch verbinden wir ihn, das unsrige ebenfalls zu befördern.

Wenn der Mensch sein Glück finden will, so muß er mit seinen Vergnügen haushalten, und sich alles das freywillig entziehen, was sich in Qualen verwandeln kann.

Die Staatskunst sollte die Kunst seyn, die Leidenschaften der Menschen zum Besten der Gesellschaft zu leiten. Das Gesetz muß nichts anders zum Gegenstande haben, als

ihre

ihre Handlungen von selbst zum Wohle der Gesellschaft zu lenken.

Der Gegenstand der Leidenschaften bleibt immer das Glück; sie sind rechtmäßig und natürlich, und können in keiner andern Absicht gut oder böse genannt werden, als nach ihrem Einflusse auf das menschliche Geschlecht. — Um die Menschen zur Tugend zu bewegen, müßte man ihnen die Vortheile zeigen, die von der Ausübung der Tugend kommen.

---

§. 10.

Unsere Seele bringt ihre Ideen nicht aus sich selber hervor. Es gibt keine angebohrne Begriffe.

Wenn wir von nichts anderm, als von materiellen Substanzen Begriffe haben, wie darf man doch voraussetzen, daß die Ursache unserer Begriffe materiell seyn könne? —

Man stellt uns hier freylich die Träume entgegen; allein während dem Schlafe ist unser Gehirn mit einem Wirrwarr von Begriffen angefüllt, welche wir zur Zeit des Wachens darinn zusammengestopft haben. Es bleibt immer nur das Gedächtniß, welches die Schöpferinn der Einbildungskraft ist. Die Ursache der Träume ist dergestalt physikalisch, daß sie sogar oft von den Nahrungsmitteln, von den Feuchtigkeiten und den Gährungen herkommen, die weniger mit dem gesunden Zustande der Menschen übereinstimmen.

Die Ideen, welche man für angebohrne Ideen hält, sind uns nur geläufig geworden,

und in unsere Natur gleichsam übergegangen, aber doch immer zuerst durch die Sinne gekommen. Sie sind die Wirkung der Erziehung, des Beyspieles, der fertigsten Gewohnheit. Dergleichen sind die Begriffe von Gott, welche wir offenbar nichts anderm zu verdanken haben, als den Bildern, die man uns davon eingepräget hat.

Auf die nämliche Art sind auch unsere Begriffe von der Moral nur die Früchte der Erfahrung. Das Gefühl der Vater= Mutter= und Kinderliebe sind lediglich Wirkungen der Ueberlegung und der naturalisirten Gewohnheit.

Alle Ideen, alle Kenntnisse der Menschen sind erworben. Die Worte: Schönheit, Verstand, Ordnung, Tugend, Schmerz — und Freude sind für sich ohne Bedeutung, wenn ich nicht mit selben eine Vergleichung gegen andere Vorwürfe anstelle. Man muß zuvor empfunden haben, ehe man urtheilt; und das Urtheil ist die Frucht der Vergleichung.

---

§. 11.

Vom Systeme über die Freyheit des Menschen.

Der Mensch ist ein physikalisches Wesen, der Natur unterthan, und folglich auch der Nothwendigkeit. — Wir sind ohne unser Zuthun gebohren worden; unsere Organisation hängt nicht im mindesten von uns ab; unsere Begriffe kommen unwillkürlich. Unsere Handlung ist eine Folge des Triebes, der von was immer für einer Ursache stammet.

Ich fühle Durst. Nun sehe ich auf einmal einen Quell; es ist mir unmöglich, daß ich den Willen nicht habe, daraus zu trinken. Allein ich bemerke, daß das Wasser vergiftet sey, und enthalte mich vom Trunke. Wird man auch da noch sagen, daß ich frey handle? — Der Durst bestimmte mich nothwendigerweise zum Trinken; die Entdeckung des Giftes hingegen bestimmt mich nothwendigerweise zur Enthaltsamkeit von selbem. Der zweyte Beweggrund schien mir stärker als der

erste, und ich trinke nicht. — Jedoch man wird mir einwenden: Ein Unverständiger würde trinken! — Hier wirkte also der erste Antrieb mächtiger. In einem und im andern Falle — allemal sind die zwo Handlungen gleich nothwendig. Der, welcher trinken wird, ist ein Wahnsinniger, und die Handlungen der Wahnsinnigen sind eben so nothwendig, als der andern Menschen ihre.

Es ist wahr, es kann sich ereignen, daß man einen ausschweifenden Menschen dahin bringe, seine Lebensart zu ändern. Dieses beweiset aber — nicht, daß er frey handle — sondern daß man Beweggründe finden kann, welche stark genug sind, die Wirkung desjenigen zu verhindern, was ehedem Eindruck auf ihn machte.

Die Wahl beweiset keineswegs die Freyheit des Menschen; seine Verlegenheit endiget sich nur, weil sein Wille durch zureichende Gründe bestimmt wird, und er die Beweggründe nicht hindern kann, daß sie nicht auf

seinen

seinen Willen wirkten. — Ist er Herr genug über sich, um dasjenige nicht zu begehren, was ihm begehrenswerth däucht? — Nein! — Aber er kann seinem Verlangen widerstehen, sagt man, wenn er die Folgen desselben überlegt. — Allein ist er mächtig genug über sich, Ueberlegungen hierüber zu machen? — Die Handlungen der Menschen sind niemal frey: sie sind nothwendige Folgen ihres Temperaments, ihrer erlangten Begriffe, welche das Beyspiel, die Erziehung und die Erfahrung gestärket hat. Der Beweggrund, welcher den Menschen bestimmet, ist allzeit über seinem Vermögen.

Die Menschen haben, ihrem System von der Freyheit zum Trotze, blos auf die Nothwendigkeit ihre Einrichtungen gegründet. Wenn man nicht Beweggründe voraussetzte, welche fähig sind, ihren Willen zu bestimmen, wozu nützte denn die Erziehung, Gesetzgebung, Moral und selbst die Religion? — Man will dadurch dem Willen der Menschen Vorschriften geben. — Und eben die-

ſes bekräftiget, daß man überzeugt ſey, daß ſelbe auf ihren Willen einen Eindruck machen. Dieſe Vorſchriften ſind die Nothwendigkeit, welche man dem Menſchen erläutert.

Die Nothwendigkeit, welche alle Bewegungen der phyſikaliſchen Welt ſchlichtet, ordnet ſie auch alle zuſammen, in der moraliſchen Welt, wo folgerungsweiſe alſo alles dem Geſchicke untergeben iſt.

---

§. 12.

Untersuchung der Meynung, welche behauptet, das System des Fatalismus wäre gefährlich.

Wenn alle Handlungen der Menschen nothwendig sind — so wird man sagen — mit welchem Rechte bestraft man den die Bosheiten? — Man bestrafet keineswegs solche Handlungen, an denen der Willen keinen Antheil nimmt.

Die Gesellschaft ist eine Versammlung von Wesen, die Empfindung und Vernunft haben, die den Zustand des Guten wünschen, und das Uebel fürchten. Um sie einander zur gegenseitigen Beyhilfe für das gemeine Wohl zu verpflichten, bedarf man für selbe außer dessen nichts weiter. Diese Nothwendigkeit muß nach ihrer Natur auf alle Menschen Eindruck machen. DieBöswichter sind Wahnsinnige, gegen welche die andern Menschen das Recht haben, sich ihrer zu

versichern. Die Narrheit ist ein unwillkürlicher und nothwendiger Zustand; und deswegen beraubt man die Narren ihrer Freyheit. Im Uebrigen liegt der Gesellschaft ob, keine Neigungen emporkommen zu lassen, die sie in der Folge bestraft. — Die Diebe sind öfters Leute, denen sie die Mittel entwendet hat, sich anders zu erhalten.

Alles der Nothwendigkeit unterwerfen, spricht man, heisse so viel, als alle Erkenntnisse, die wir vom Recht und Unrechte, vom Guten und Bösen haben, über den Haufen werfen. — Nein! Obwohl der Mensch nothwendig handeln muß, so sind doch seine Handlungen, in Rücksicht auf die Gesellschaft, nur rechtmäßig und gut, wenn sie nach dem Glücke dieser Gesellschaft hingerichtet sind. Alle Menschen empfinden, daß es eine Art zu handeln gebe, die sie gezwungen sind, in ihres gleichen zu lieben. Es liegt in unsrer eignen Wesenheit, daß die Begriffe von Freude und Schmerz, von Laster und Tugend einigen Grund haben.

Eben

Eben so wenig denkt die Behauptung des unvermeidlichen Geschickes daran, dem Laster das Wort zu reden, und das Gewissen zu erwürgen. Die Lasterhaften erfahren immer seine Bisse. Wenn sie auch lange Zeit den Vorwürfen und den Züchtigungen desselben entwischt sind, so sind sie darum weder glücklicher noch unzufriedner in sich selbst gewesen. Beängstigungen, innere Kämpfe, beständige Aufruhren foltern sie; weder Ruhe, weder Glück ist ihnen beschieden. Jedes Laster hat sie grausame Unruhen, Schlaflosigkeiten u. s. f. gekostet. Das System des unvermeidlichen Schicksals steht auf der Sittenlehre fest, und zeigt die Nothwendigkeit derselben.

Der Fatalismus, sagt man, benimmt dem Menschen den Muth, erkältet seine Seele, zerreißt die Knoten, die ihn an die Gesellschaft binden müssen. — Aber — hängt es denn von mir ab, empfindlich zu seyn oder nicht? — Meine Empfindungen sind nothwendig, hängen von meiner Natur ab. Wenn ich auch glaubte, daß der Tod das unver-

meidliche Ende aller Wesen sey, würde ich mich deswegen minder um den Verlust einer Gattinn, eines Sohnes, eines Freundes betrüben?

Der Fatalismus muß dem Menschen eine nützliche Unterwerfung, eine vernünftige Ergebenheit gegen die Gebothe des Geschickes einflößen. Er wird in der Meynung, daß alles nothwendigerweise geschieht, um so verträglicher seyn. Er wird seine ähnlichen Mitwesen bedauern; er wird ihnen vergeben; er wird herablassend und bescheiden seyn, weil er erkennen wird, daß er alles, was er immer besitzt, erst empfangen habe.

Die Geschickslehre, wird man sagen, erniedriget den Menschen; sie macht ihn zu einer bloßen Maschine. — Das ist ein leeres Wortgefechte, das aus der Unwissenheit desjenigen entstand, was die wahre Würde des Menschen ausmacht. Die ganze Maschine wird kostbar, sobald sie alle Verrichtungen wohl erfüllet, zu denen sie bestimmt ist. Die

Natur

Natur ist selbst nichts anders, als eine wahrhafte Maschine, bey welcher unser Geschlecht eine schwache Triebfeder ist. — Die Seele mag sterblich oder unsterblich seyn, wird man darum die edle, große und erhabene Seele des Sokrates minder bewundern? u. s. f.

Die Meynung, welche für das Schicksal steht, ist den Menschen so gar vortheilhaft. Sein Geist wird nicht von eiteln Beunruhigungen herumgetrieben; er wird mit Maaß genießen, weil der Schmerz eine nothwendige Gefährtinn alles Uebermaßes ist. Er wird dem Wege der Tugend folgen; denn alles beweiset ihm, daß in dieser Welt die Tugend nöthig sey, um sich in den Augen der andern schätzbar zu machen, und mit sich selbst zufrieden zu werden.

---

§. 13.

Von der Unsterblichkeit der Seele, dem Dogma des künftigen Lebens und dem Schrecken des Todes.

Die Seele folget Schritt für Schritt den zerschiedenen Perioden des Leibes. Sie wird mit ihm gebohren; ist schwach in der Kindheit, theilt die Freuden und Plagen mit dem Körper; ist gesund oder krank, wie er — — thätig oder schlapp, wach oder schläfrig. Und dennoch behauptet man ihre Unsterblichkeit.

Die Natur hat den Menschen den Wunsch für ihr Daseyn eingehaucht; der Wunsch, fortzudauern, machte ihnen leicht eine unsterbliche Seele glaublich. Wenn dieses Verlangen natürlich ist, beweiset es denn auch darum die Wirklichkeit des künftigen Lebens? — Wir verlangen das Leben des Körpers, und dieses Verlangen ist eitel: Warum sollte der Wunsch für das Leben der Seele nicht ebenfalls eitel seyn? —

Die

Die Seele ist nichts, als der Grundanfang der Empfindungskraft; denken, geniessen, dulden — heißt alles empfinden. — — Eben so ists, wenn der Körper zu leben aufhört — so kann auch die Empfindungskraft nicht mehr in Ausübung gebracht werden. Es gibt keine Begriffe, wo es keine Sinne mehr gibt. Die Seele kann nur durch die Organen empfinden: wie könnte sie dieß noch nach der Zerstörung dieser Organen thun?

Aber wo bleibt die göttliche Allmacht? wird man uns sagen. — Diese kann nicht machen, daß eine Sache zugleich dasey, und zugleich nicht dasey. Sie kann nicht machen, daß die Seele ohne die nothwendigen Zwischengänge denket, die sie zu den Gedanken haben muß.

Trotz der Meynung für ein ewiges Daseyn ist man wegen der Zerstörung des Körpers beständig bekümmert. Ein Beweis, daß das Wirkliche, das Gegenwärtige mehr angreift, als die Hoffnung des Zukünftigen.

Der

Der einzige Gedanke des Todes empört alle Menschen, und sie haben nur gesucht, ihn noch schauderlicher zu machen. — Ein Augenblick ist es, der uns ohne alle Rettung der unerhörten Strenge eines unerbittlichen Despoten überliefert. Dieß ist das mächtigste Hinderniß, welches man den Unordnungen der Menschen entgegen zu setzen hat. So redet man. — — Doch was für Wirkungen erringen denn diese Kenntnisse über jene Menschen, welche sagen, oder doch glauben, daß sie davon überzeugt seyn? — Der große Haufen läßt sich nur selten davon träumen, und dann allezeit in einem Augenblicke, den die Leidenschaft, das Vergnügen, das Beyspiel dazu herschleppen. Wenn diese Schrecken noch einige Wirkung haben, so haben sie selbe nur auf jene Herzen, die ihrer nicht bedürfen, um das Böse dadurch zu meiden, und das Gute zu thun. Sie machen rechtschaffene Herzen erbeben, und sind kraftlos bey abgehärteten Gemüthern.

Unter

Unter den Unglaubigen kann es zwar immer auch Bösewichter geben; aber deswegen setzt der Unglaube nicht Bosheit voraus. Ja, im Gegentheile erkennet derjenige, welcher denkt und überlegt, die Bewegursachen, gut zu seyn, weit mehr, als ein solcher, der sich durch die Gründe der andern blindlings führen läßt. Der Mensch, welcher auf kein anders Leben merkt, ist nur darinn eigennützig, seine Existenz zu verlängern, und in diesem einzigen Leben, das er kennt, seines Mitmenschen sich theuer zu machen. Der Lehrsatz vom künftigen Leben verhindert uns im gegenwärtigen glücklich zu werden. Wir erschlappen im Unglücke; wir tappen auf Irrwegen herum, weil wir eine glücklichere Zukunft erwarten.

Man hat sich nach dieser Gegenwart eine Zukunft eingebildet. Wir haben Vergnügen und Qualen — daher stammt ein Himmel und eine Hölle. Man bedarf eines Körpers zum Genusse dieser Vergnügen; und daher ist die Wiedererstehung.

Allein wie haben sich die Menschen dahin gebracht, daß sie eine Hölle glauben? — Weil der Mensch, gleich einem Kranken — der noch auf seine Existenz hält, sie mag gleichwohl so elend seyn, als sie wolle — dennoch die Idee eines unglücklichen Daseyns immer dem Nichtdaseyn vorzieht; denn dieses betrachtet er als das größte unter allen Uebeln. — Auf der andern Seite hat man diesen Satz mit dem Begriffe von der Barmherzigkeit Gottes entgegen unterstützt.

Die Schrecken, welche man uns mit dem andern Leben einjagt, sind so gewaltthätig, daß, wenn die Völker durch eine glückliche Misfolgerung in ihrem Wandel diesen niederschlagenden Begriffen nicht Einhalt thäten, sie bis zur viehischen Dummheit herabsänken; die ganze Welt verwandelte sich in eine Wüsteney.

Obwohl dieses Dogma ein Kappzaum seyn soll, der die Leidenschaften zurückhält, so findet man dem ungeachtet bey jenen

Völkern, welche die überzeugtesten davon sind, nicht weniger Böswichter. Diejenigen, welche glauben, daß sie diese Schrecken einhalten, eignen ihnen fälschlich zu, was sie gegenwärtigern Beweggründen —— ihrem Temperamente, ihrer Furchtsamkeit, ihrer Besorgniß vor den Folgen einer bösen Handlung zuschreiben sollten. — Kann der Böswicht mit den Schrecken einer weitentlegenen Zukunft bezäumt werden? — Und läßt sichs doch nicht von den Schrecken der gegenwärtigen Züchtigung?

Selbst die Religion vernichtet die Wirkung dieser Schrecken. Die Vergebung der Laster versichert die Böswichter bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens, und das ist ein Lehrsatz, der dem ersten entgegen gesetzt ist.

Die Wirkung dieser Schrecken ist unzulänglich. Das geben selbst jene zu, die sie uns beybringen. Sie beklagen sich, daß dessen ungeachtet die Menschen sich nichts

desto

desto weniger von ihren lasterhaften Leidenschaften fortschleppen lassen. Folglich sind gegen Einen Menschen, den diese Schrecken zurückziehen, viele Millionen, die sie gefühllos, wild, unbrauchbar und boshaft machen; die sie von ihren Pflichten gegen die Gesellschaft abwenden; die sie niederschlagen, quälen u. s. f.

---

§. 14.

§. 14.

Die Erziehung, die Moral und die Gesetze sind zureichend, die Menschen einzuhalten. Vom Verlangen nach der Unsterblichkeit. Vom Selbstmorde.

Wir wollen nicht hinausschwärmen in eine eingebildete Welt, dort erst Beweggründe aufzusuchen, um in dieser hier zu handeln. In der Natur, in der Erfahrung, in der Wahrheit muß man den Mitteln wider die Uebel unsers Geschlechtes nachspüren; da muß man den Hauptstoff herausheben, dem menschlichen Herzen vortheilhafte Neigungen zum Besten der Gesellschaft einzuflößen.

Die Erziehung ist über alles. Diese muß in unsere Herzen den Saamen werfen, und den Seelen Fertigkeiten einprägen, die jedem Selbst und der Gesellschaft zuträglich sind. Die Menschen bedärfen keiner göttlichen Belohnungen, und keiner göttlichen Strafen.

Die Regierung braucht keine Erdichtungen. Die gegenwärtigen Züchtigungen, die wirklichen Belohnungen stehen weit vor den Qualen und Freuden einer entfernten Zukunft. — Doch, leider! behandelt man den Menschen überall als einen Sklaven; er muß daher niederträchtig, eigennützig, tückisch und unverschämt werden. Das ist ein Fehler der Regierung. Ueberall betriegt man ihn, überall hindert man ihn seiner Vernunft zu pflegen; folglich muß er dickköpficht und unverständig werden. Ueberall sieht er das Laster und die Bosheit geehrt; er schließt also, daß das Laster ein Gut, und die Tugend eine Hinopferung seiner selbst sey. Ueberall ist er unglücklich, überall schadet er seinen Mitmenschen, und zieht sich Plagen über den Hals. Man zeigt ihm den Himmel, aber seine Blicke haften auf der Erde. Er will hier schon um jeglichen Preis glücklich werden. Wenn der Haufe besser unterrichtet und glücklicher wäre, so dürften wir ihn nicht mit Betriegereyen in den Schranken halten.

Er soll den gegenwärtigen Zustand als den einzigen ansehen, wo er hoffen kann, glücklich zu seyn: dahin bringe man es! — Statt ihm von einer andern Welt vorzuschwatzen, zäunet seine ganze Hoffnung in die gegenwärtige ein! — Ich wünschte nur, daß man ihm den Einfluß seiner Handlungen auf die übrigen Wesen seiner Art in seiner vollen Kraft faßlich machte; daß man seine Bestrebsamkeit aufweckte; daß man seine Fähigkeiten belohnte; daß man ihn zur Wirksamkeit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit und Tugend zu bringen trachtete; daß man ihn lehrte, dadurch den Werth der Zuneigung seiner Bundsgenossen zu fühlen, die Folgen ihres Hasses einzusehen.

So viele Furcht uns auch der Tod verursachen mag, so betrachten wir ihn doch in Verdrüssen, in Geistesmühseligkeiten, in Unglücken jederzeit als einen Zufluchtsort gegen die Ungerechtigkeit unsrer Mitmenschen.

Ueber den Selbstmord hat man verschieden geurtheilt. Einige glaubten, es wäre

dem Menschen nicht erlaubt, den Vertrag zu brechen, den er mit der Gesellschaft eingegangen hat. — Allein, wenn wir die Verbindungen des Menschen mit der Natur untersuchen wollen, so werden wir sehen, daß ihre Verträge weder von Seite des Menschen willkürlich, noch von Seite der Natur gegentheilig gewesen. Der Wille des Menschen hat keinen Antheil an seiner Geburt; und wider sein Belieben kommt er zu seinem Ende. Alle seine Handlungen sind erpresset. Er kann seine Existenz nur unter dem Bedingnisse des Glückes lieben.

Wenn wir den Vertrag, der den Menschen an die Gesellschaft bindet, betrachten, so werden wir sehen, daß er nur bedingnisweise und gegenseitig sey; daß er Vortheile zwischen den vertragenden Theilen voraussetze. Das Glück ist das Band; wird dieses zerhauen, so ist der Mensch frey. Wird man einen Menschen tadeln, der sich in die Einsamkeit zurücke zieht, weil er in der Stadt von aller Hilfe verlassen war? Der stirbt, sondert sich ebenfalls nur ab.

Die Verschiedenheit der Meynungen über diese und andere Sätze ist nothwendig. Ein Selbstmörder wird euch antworten, daß ihr es an seiner Stelle eben so gemacht haben würdet; aber ganz an dem Platze eines andern zu seyn, muß man seine Organisation, sein Temperament, seine Leidenschaften besitzen; muß man er selber seyn, in die nämlichen Umstände versetzt, und von den nämlichen Ursachen bewegt. — Man wird diese Grundsätze als gefährlich ausschreyen, und sie sind doch wahrlich nicht so beschaffen, daß sie die Menschen zu solch einem gewaltthätigen Entschluß reizten. Dazu gehört ein Temperament, das von Verdrüssen in Wallung gebracht wird; es ist ein Fehler der Organisation, eine Unordnung (Verwirrung) in der Maschine; es ist Nothwendigkeit. Der Tod ist ein Hilfsmittel, das man der unterdrückten Tugend nicht rauben soll.

---

§. 15.

Von dem Eigennutze der Menschen, oder den Ideen, die sich die Menschen vom Glücke bilden. Der Mensch kann ohne Tugend nicht glücklich seyn.

Der Eigennutz ist der Gegenstand, an welchen jeder Mensch, gemäß seinem Temperamente, seinen Glückszustand hängt. Ein und ebendasselbe Glück kann nicht auf alle passen; eines jeden Glück verhält sich nach Maaßgabe der Zusammensetzung seiner Organisation. Bey der großen Verschiedenheit der Wesen läßt sich als ganz natürlich begreifen, daß der Gegenstand, der die Augen des Einen auf sich zieht, dem Andern gleichgiltig seyn, oder wohl gar misfallen müsse. Niemand kann hierüber richten, was zur Glückseligkeit eines ihm ähnlichen Wesens diene.

Doch

Doch wir sind von den Handlungen der Menschen, wegen den Wirkungen in Absicht auf uns, zu urtheilen genöthigt, und heissen deshalb den Eigennutz, der sie beseelet, nach seinem nützlichen Einflusse auf das menschliche Geschlecht gut. Darum bewundern wir die Tapferkeit, die Großmuth, die Verstandsfähigkeiten, die Tugend u. s. f.

Die Wesenheit der Menschen fodert es, sich zu lieben, ihre Erhaltung zu suchen, und ihrem Daseyn alles Glück zu verschaffen. Diesen Eigennutz vorausgesetzet. Nun so wird der Mensch mit dem Beystande der Erfahrung und der Vernunft bald einsehen, daß er allein nicht hinlänglich sey, alles das sich herzuschaffen, was ihm das Glück seiner Existenz versicherte. Er lebt mit Wesen, die sich mit ihrem eigenen Wohle so, wie er mit seinem, beschäfftigen; sie sind aber geschickt, ihm zur Erwerbung derjenigen Dinge, die er für sich wünschet, etwas beyzutragen. Auch sieht er, daß sie dazu nicht geneigt seyn werden,

ausser sie finden ihr Glück damit verbunden. — Hieraus folgert er, daß er sich, um sein Wohl zu bewirken, um die Achtung, die Zuneigung und den Beystand seiner Mitmenschen bewerben müsse, daß er ihnen Vortheile gewähren müsse, damit sie bey seinen Entwürfen handlangen. Diese Vortheile dem Wesen des Menschengeschlechts leisten, heißt Tugend besitzen. Der Vernünftige fühlt hier wohl, daß es ihm nütze, tugendhaft zu seyn. Die Tugend ist nur der Kunstgriff, sich selbst durch das Glück der andern glücklich zu machen. Dieses ist der wahre Grundsatz der Moral. Das Verdienst und die Tugend stehen auf der Natur des Menschen und seinen Bedürfnissen gegründet.

Jeder Augenblick beut dem Tugendhaften einen Genuß. Er liest in Aller Augen die Rechte, die er sich über ihre Herzen erworben hat. Das Laster ist gezwungen, der Tugend auszuweichen, und durch seine Schamröthe bekennt es ihre Obermacht. Wenn schon

der

der Mensch wegen der Verachtung und Entziehung des Lohnes zuweilen im Guten ermüdet, so kann er sich doch mit dem Vertrauen, das ihm die Gerechtigkeit seiner Sache verleiht, trösten. Diese Stützen haben die Böswichter nicht, die in ihren Herzen nur Kümmerniß, Traurigkeit und Gewissensbisse finden.

---

§. 16.

Die Irrthümer der Menschen über dem, was eigentlich Glück sey, sind die wahre Quelle ihrer Uebel. — Eitle Mittel, welche man ihnen hat vorschlagen wollen.

Elenderes kann man doch nichts hören, als die Schmähereyen einer mürrischen Philosophie wider die Wünsche nach Macht, Größe, Reichthümern und Vergnügen. — Es ist natürlich, daß man alles das liebe, was einige Vortheile verspricht.

Auf diese Vortheile wird das Ansehen eines Vaters unter seiner Familie gebauet. Eben deswegen haben die Rangsstufen, die Reichthümer, das Genie, die Geistesfähigkeiten, die Wissenschaften nur nach dem Verhältnisse des Nutzens, den sie verschaffen, Rechte über uns. Die Fürsten, die Reichen, die Großen können uns etwas aufdringen,

uns blenden; allein sie sind auf die Ursachen hiezu nur durch die Wohlthaten berechtiget.

Die Erfahrung belehret uns, daß die frommen Meynungen die wahre Quelle aller Uebel des menschlichen Geschlechtes sind. Die Unwissenheit der natürlichen Ursachen schuf ihm Götter; der Betrug machte sie ihm fürchterlich. Dieser Begriff verhinderte den Fortgang der Vernunft. Es lebte im Unglücke, weil man ihm sagte, diese Götter hätten es dazu verdammt, elend zu seyn. Es ließ sich nicht einmal träumen, diese Fesseln zu zerbrechen, weil man es ihm als eine Thorheit verwies; seine Vernunft abdanken, seinen Geist einwiegen, seine Seele niederdrücken. — Diese waren die Mittel, die ewige Glückseligkeit zu erlangen. Die Fürsten wurden ihm in Götter umgewandelt, und schienen ihm schon in der Geburt das Recht der Beherrschung zu bekommen. Die Politik wurde die verderbliche Kunst, Aller Glück den Launen eines Einzigen hinzuopfern.

Die

Die nämliche Blindheit befiel die moralischen Wissenschaften. Die Religion gründete die Moral; aber nicht etwa auf die Natur des Menschen, auf seine Verbindungen mit den andern, auf seine Pflichten, die nothwendigerweise daraus fließen: sondern auf gewisse eingebildete Beziehungen zwischen den Menschen und unsichtbaren Mächten. Diese Götter, die man uns beständig als Tyrannen schilderte, wurden das Muster für die Aufführung der Menschen. Sobald ein Mensch seinem Nebenmenschen ein Leid zufügte, so glaubte er schon wieder, seinen Gott beleidiget zu haben. Davon sich zu befreyen, meynte er, brauche es nur, sich vor ihm zu demüthigen, und ihm Geschenke zu bringen. Die Religion verderbte die Moral, und ihre Versöhnungsopfer beschleunigten den Untergang derselben. Wenn sie die Leidenschaften ausrotten wollte, so waren ihre Mittel dazu sehr abgeschmackt. Sie verkaufte selbe für göttliche, weil sie nicht für Menschen gemacht waren. Die Tugend schien ihnen häßlich, weil man sie als eine Feindinn der menschlichen

lichen Vergnügen vorstellte. In der Beobachtung ihrer Pflichten zeigte man ihnen nur die Aufopferung ihres Liebsten, ohne sie mit thätigen Beweggründen zu diesem Opfer aufzumuntern. Die Gegenwart überlag der Zukunft, das Sichtbare dem Unsichtbaren; der Mensch wurde boshaft, weil ihm alles zurief, daß er es seyn müsse, um das Glück zu finden.

Milzsüchtige Abergläubler sahen, daß die Gegenstände, wornach wir strebten, unfähig wären, unser Herz auszufüllen, und beschrieben sie uns sogleich für schädlich, für häßlich, für verabscheuungswerth. Sie wollten, der Mensch sollte auf alle Freuden Verzicht thun: mit einem Worte, er soll seine Natur ausziehen. — Die blinden Aerzte! Sie nahmen den natürlichen Zustand des Menschen für eine Krankheit! Die Liebe und das Verlangen ihm zu verbieten, ist so viel, als seines Wesens ihn berauben wollen; wenn man uns aber gar sagt, daß wir uns selbst hassen, selbst verachten müssen, so nimmt man

uns

uns den eigentlichsten Antrieb, uns der Tugend zu nähern.

Obwohl wir gegen das Glück so sehr uns beschweren, so gibt es doch Glückliche auf Erden. Wir werden da Fürsten finden, welche sich in die Wette beeifern, Nationen zu beglücken; erhabene Seelen, welche das Verdienst aufmuntern, und die Armuth unterstützen; Genies, welche sich mit dem Wunsche beschäfftigen, Bewunderung zu erringen.

Selbst der Bettler ist nicht vom Glücke ausgeschlossen. Er genießt in seinen Wünschen mehr, als der Reiche, dem es an einem Wunsche gebricht. Er hat die Arbeit gewohnt, darum kennt er die Süßigkeit der Ruhe; er bekam wenig Begriffe, erkannte wenig Gegenstände, und hat also wenig Wünsche u. s. f.

Die Summe des Guten überwiegt die Summe des Bösen. Niemand ist überhaupt glücklich, aber doch ist er's im Besondern.

Wenige

Wenige Tage unsers Lebens sind ganz unglücklich. Die Gewohnheit macht uns die Plagen ringer. Die Linderung der Schmerzen ist ein Genuß. Jedes Bedürfniß bringt in dem Augenblicke der Sättigung Vergnügen. In der Abwesenheit des Verdrusses und der Krankheit genießen wir heimlich, und ohne es zu merken, einen glücklichen Zustand. Die Hoffnung hilft uns die Uebel ertragen; kurz, der Mensch, der sich der unglücklichste däucht, sieht den Tod nicht ohne Entsetzen nahen; zum wenigsten, weil die Verzweiflung die Natur in seinen Augen noch nicht gänzlich entstellt hat. — Zur nämlichen Zeit, wo uns die Natur alles Glück versagt, öffnet sich uns eine Pforte, aus diesem Leben hinaus zu wandern. Wollen wir nicht, so geschieht es, weil wir uns an unserm Daseyn noch vergnügen.

---

§. 17.

§. 17.

Ursprung unserer Begriffe von einer Gottheit.

Das Uebel ist dem Menschen nothwendig; ohne dieses würde er das Gute nicht kennen; er urtheilte über nichts, hätte keine Wahl, keinen Willen, keine Leidenschaften, keine Freuden, am mindesten Beweggründe etwas zu lieben, oder zu scheuen; er wäre eine Kunstmaschine, er wäre nicht mehr Mensch.

Das Uebel, welches er in dieser Welt allenthalben erblickt, bewog ihn, zu einer Gottheit sich zu flüchten. Ein Khaos von Uebeln, Zufällen, Krankheiten, Unglücken, Erderschütterungen, Veränderungen, Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten, erweckten bey ihm Schrecken. Was für Begriffe konnte er sich auch von einer unüberwindlichen Ursache machen, die so weit ausgedehnte Wirkungen zeigte? — Er vermuthete nicht, daß die Natur die Urheberinn dieser Unord-

nung seyn könne, die sie selber erfahren mußte. Weil er also auf Erden keine Kräfte sah, die mächtig genug wären, solche Wirkungen hervorzubringen, so erhob er seine Augen zum Himmel, und bildete sich ein, dort wohnten unbekannte Kräfte, deren Feindseligkeit hienieden sein Glück untergrüben.

Der Begriff dieser so mächtigen Kräfte wurde allzeit mit dem Begriffe von Furcht verknüpft.

Wir urtheilen von Gegenständen, die wir nicht kennen, niemal anders, als nach jenen, die wir kennen. Der Mensch leiht daher jeder unbekannten Ursache, die er in sich wirken fühlt, nach dem Maaßstabe von sich selber einen Willen, Verstand, Vorhaben, Entwürfe, Leidenschaften u. s. f. Weil er gegen Unterwerfung und Geschenke empfindlich ist, so bediente er sich auch selber, um die Gottheit zu gewinnen.

Die Besorgung der Opfer wurde zuerst den Alten anvertraut; sie wurden mit großen

Zurüstungen verrichtet. Die Pracht erhielt sich, und gieng in Gewohnheit über. Daher bildete man sich den Gottesdienst und die Priesterwürde.

Diese Systeme wurden vom menschlichen Geiste zerschieden abgeändert: denn seine Wesenheit reißt zu einer unermüdeten Arbeitsamkeit für unbekannte Gegenstände hin, denen er anfänglich eine ungemeine Wichtigkeit beylegt, und die er sich nach der Hand mit kaltem Blute nicht mehr zu überlegen getraut.

Durch meine Folgerung aus diesen Begriffen fand man die Natur von allem Vermögen entblößt. Der Mensch kann nicht fassen, wie diese Natur ihm solche Duldungen aufbürden sollte, wenn sie nicht von einer Gewalt dazu bewegt würde, die seinem Glücke zuwider ist, und Gründe hat, ihn zu peinigen und zu bestrafen.

---

§. 18.

Von der Mythologie und der Theologie.

Die ersten Anbethungen der Menschen waren der Natur gewidmet. Man redete von ihr nur in Allegorien mit ihnen, und personificirte alle Theile derselben. Daher entstand ein Saturn, ein Jupiter, ein Apollo u. s. f. Der Pöbel errieth nicht, daß dieses einmal die Natur, ihre Theile, ihre Werke gewesen, weil man ihn mit einem Wuste von Allegorien überschüttete. Bald konnte man die Quelle nicht mehr finden, aus welcher man diese Götter geschöpft hatte. Aus ihrer Kraft machte man ein unbegreifliches Wesen, das man den Urheber der Natur nannte. Man unterschied folglich die Natur von sich selbst, und betrachtete sie als einen Klotz, der unfähig zum Handeln ist.

Diese bewegende Kraft mußte man von Qualitäten ableiten. Dieses Wesen war ganz und gar nicht zu sehen — oder am Ende ein Geist, eine Denkkraft, ein unkörperliches

Wesen, das ist: Es wurde eine Substanz, die gänzlich von allem dem unterschieden ist, was wir kennen. Die Menschen konnten auf diesem Wesen nicht anders, als durch Ideen haften, die sie von sich selber entlehnt hatten. Daher war alles, was sie an sich Vollkommenheiten nännten, der verjüngte Maaßstab der göttlichen Vollkommenheiten.

Man gab ihm also eine Güte, eine Weisheit, eine unumschränkte Macht, nach seinen Wohlthaten, und der Ordnung gemäß, die man in der Natur wahrzunehmen glaubte — nach den wunderbaren Wirkungen, die es darinnen hervorbrachte.

Und warum soll man ihm doch auf der andern Seite nicht auch Bosheit, Unverstand und Launenhaftigkeit, in Rücksicht auf die Unordnungen und Uebel zueignen, die so oft auf der Bühne der Welt ihre Rolle spielen? Man glaubte das Hinderniß zu heben, wenn man ihm Feinde schaffen würde: und so entstunden die empörten Engel. Trotz seiner Allmacht kann es diese nicht zum Gehorsam zurücktreiben. — In den nämlichen Fall ver-

verlegt man ihn mit den Menschen, die ihn beleidigen.

Unterdessen, ob man schon glaubte, dadurch die Ursache der menschlichen Elende ausgespürt zu haben, so konnte man doch nicht verheelen, daß oft auch gerechte Menschen unter die Züchtigungen der Gottheit hingeschleppet wurden.

Man behauptet also, daß der Mensch gesündiget habe, und daß sich Gott auch an dem Unschuldigen rächen dürfe; und das alles so nach dem Beyspiele der ungerechten Fürsten, bey denen sich die Strafen mehr nach der Größe und Macht des Beleidigten, als nach der Größe und dem wirklichen Betrage der Beleidigung verhalten. Die abscheulichsten Böswichter dienten mithin zum Modelle Gottes, und die ungerechteste Regierung wurde das Muster für seine Verwaltung.

---

§. 19.

Die dunkeln und sonderbaren Begriffe der Theologie.

Gott, sagt man, ist gut. Allein, Gott ist der Urheber aller Dinge, folglich muß man auch alle Uebel, die das menschliche Geschlecht betrüben, ihm zurechnen. Das Gute und das Böse setzet zwey Grundwesen voraus; oder, wenn es das nämliche ist, so muß es wechselweise gut und böse seyn.

Man sagt, er wäre gerecht, und diese Uebel züchtigen uns nur für die Unbilden, die wir ihm zufügten. Also der Mensch hat das Vermögen, seinem Gotte ein Leid anzuthun? — Allein, jemanden zu beleidigen, müssen Beziehungen zwischen ihm und uns walten. Jemanden beleidigen, heißt in ihm das Gefühl des Schmerzens erwecken; und wie kann ein schwaches Geschöpfe, das von Gott sein Daseyn empfieng, gegen den Willen einer unwiderstehlichen Macht handeln, die niemal in eine Unordnung oder eine Sünde williget?

Die

Die Gerechtigkeit bedüngt eine gehörige Anlage, jedem zu geben, was ihm gebührt; und nun sagt man uns, daß uns Gott nichts schuldig wäre; daß er ohne Verletzung seiner Billigkeit das Werk seiner Hände in den Abgrund aller Mühseligkeiten stürzen könne. Diese Uebel, versetzt man dagegen, sind vergänglich; sie dauern nur eine Weile: allein, es ist doch unbillig, zum wenigsten auf einige Zeit. Es geschieht zu ihrem Wohle, wenn er seine Freunde züchtiget; wenn er aber gut ist, kann er ihnen Leiden aufdringen? auch nur auf eine kurze Zeit? — Wenn er alles weis, hat er denn nöthig seine Lieblinge zu prüfen, von denen er nichts befürchten darf? Wenn er allmächtig ist, warum läßt er sich von eiteln Verschwörungen beunruhigen, die man wider ihn angesponnen.

Wie möchte der Mensch wohl gut seyn, der seinen Mitmenschen nicht glücklich zu machen trachtete? Und warum thut es Gott den Menschen nicht? Niemand hat Ursache mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn. —

Was antwortet man denn auf dieß alles? — Die Urtheile Gottes sind unerforschlich. Ist nun dieser Fall, warum will man also darüber vernünfteln? Aus welchem Grunde gibt man ihm eine Tugend, die niemand durchdringen kann? Welche Begriffe muß man sich von einer Gerechtigkeit machen, die gar niemal der menschlichen gleicht?

Seiner Gerechtigkeit hält die Langmuth, Barmherzigkeit und Güte das Gleichgewicht. — Doch diese Güte schadet seiner Gerechtigkeit. Wenn er unwandelbar ist, kann er diese auch nur einen Augenblick entziehen? —

Gott hat, wie man spricht, die Welt um seiner Verherrlichung willen erschaffen. So hatte der Erhabene über alles noch etwas zu seiner Verherrlichung zu machen? Die Liebe zur Verherrlichung ist blos das Verlangen, sich mit seines gleichen zu messen. Wenn er für die Ehrbegierde empfänglich ist, warum gestattet er, daß man ihn beleidige? — Gewiß, um uns für den Misbrauch seiner

ner Gnaden zu bestrafen? — Aber warum läßt er diesen Misbrauch seiner Gnaden zu? Oder warum erklecken diese Gnaden nicht so weit, daß sie mich zwingen, nach seinen Absichten zu handeln? — Darum, weil er uns frey schuf! — Warum bewilligte er mir eine Freyheit, von der er voraussehen mußte, daß ich sie misbrauchen werde? —

Eine Folge dieser Freyheit ist, daß der meiste Theil der Menschen, wegen den Fehlern, die sie in dieser Welt begiengen, jenseits ewig gestraft werde. Aber wie kommen ewige Strafen zu einem vergänglichen Verbrechen? Was würden wir von dem Könige halten, der einen Unterthan deswegen ewig bestrafen wollte, weil er in der Trunkenheit seinen eiteln Stolz leichthin beleidigte, ohne ihm einen wirklichen Nachtheil dadurch zu verursachen, wo er sich über dieses selbst beflissen hat, ihn zu berauschen? Würden wir einen Fürsten für mächtig achten, wenn er jeden Tag erdulden müßte, daß ausser wenigen treuen Unterthanen der übrige Theil seine

Gesetze verachtete, ihn beschimpfte, und seinen Willen vereitelte? —

Man antwortet uns hierüber, daß Gott so vorzügliche, den unsrigen so wenig ähnliche Eigenschaften besitze, daß sie mit eben den nämlichen Eigenschaften gar keinen Vergleich leiden, wenn sie sich in den Menschen vorfinden. Allein wie könnte man sich in diesem Falle einen Begriff davon bilden? Warum maßet die Theologie an, sie zu predigen? —

Gott hat ja geredet; er gab sich selbst den Menschen zu erkennen. — Wann und wem? Wo sind die göttlichen Aussprüche? — In abgeschmackten und widersprechenden Histörchensammlungen. Ich finde darinnen, daß der Gott voll Weisheit ein dunkles, hinterlistiges, vernunftloses Wortgemengsel daherschwatzte; daß der Gott voll Güte grausam und blutdürstig; daß der Gott voll Gerechtigkeit ungerecht und partheyisch gewesen sey; daß er die Unbilligkeit befohlen habe; daß der Gott voll Barmherzigkeit den Schlachtopfern

seines

seines Zornes die gräulichsten Züchtigungen bereitete.

Die Beziehungen zwischen den Menschen und Gott können sich nur auf moralische Eigenschaften gründen. Wenn nun die Menschen diese Eigenschaften nicht erkennen, so ist es ja unmöglich, daß sie denselben statt eines Musters dienen. Wie steht es dann mit der Nachahmung? —

Es ist schon kein Verhältniß zwischen Gott und den Menschen; also ohne Verhältniß auch gar keine Beziehung. — Wenn Gott unkörperlich ist, wie handelt er auf die Körper? Wie können Körper auf ihn wirken, ihn beleidigen, seine Ruhe stören, in ihm die Regungen des Zornes aufreizen? Wenn der Töpfer über das Geschirr, das er gemacht hat, zürnet, weil er es verderbte, so ist's ja er selber, den er darüber hernehmen müßte!

Wenn Gott den Menschen nichts schuldig ist, so sind auch sie ihm nicht schuldig. Das

sind keine Beziehungen, die nicht wechselseitig seyn sollen; die Pflichten sind auf den natürlichen Bedürfnissen gegründet. Wenn Gott ihrer nicht nöthig hat, so kann er ihnen nichts schuldig seyn, und die Menschen können ihn nicht beleidigen. Sein Ansehen fußet sich nur auf dem Guten, das er den Menschen erweist, und jener Pflichten — auf dem Guten, das sie von ihm erwarten. Ist er ihnen dieses Glück gar nicht schuldig, so hören alle Bezüge gänzlich auf.

Wenn man Gott alle die menschlichen Tugenden in einem Grade von unendlicher Vollkommenheit zumuthet, wie wird man sie mit seinen metaphysischen Attributen vereinigen? — Wie kann er, ein reiner Geist, dem Menschen gleich handeln, der ein körperliches Wesen ist? Ein reiner Geist sieht nichts, höret weder unsere Bitten, noch unser Klaggeschrey, und kann sich also über unsern Jammer nicht erbarmen; eben deswegen, weil er der sinnlichen Werkzeuge beraubt ist, durch welche das Gefühl des Mittleids in uns er-

wecket wird. Ist er unveränderlich, so kann er seine Anordnungen nicht mehr ändern. Er ist ganz und gar nicht unendlich, so lange die ganze Natur mit ihm zugleich bestehen kann, ohne daß sie selber dieser Gott wäre. Gerade so ist er auch nicht allmächtig, wenn er das Uebel dieser Welt zugibt, oder nicht dagegen vorbeugt; oder allgegenwärtig, wenn er in dem Menschen, der sündiget, nicht mehr ist; oder wenn er in dem Augenblicke, da er die Sünde begeht, von ihm zurücke weicht.

Die Offenbarung würde Bosheit beweisen. Die ganze Offenbarung setzet voraus, daß Gott dem menschlichen Geschlechte lange Zeit habe Kenntnisse vorenthalten können, die zu seinem Glücke nothwendig sind; und sie nur einer kleinen Anzahl angedeihen lassen, wäre eine Vervortheilung in seiner Liebe (praedilection) die sich mit seiner Güte nicht verträgt. Die Offenbarung vernichtete seine Unwandelbarkeit, weil sie voraussetzte, daß er zu einer Zeit etwas gethan hätte, das er zu einer andern nicht that. — Und über-

überdieß — wozu taugt eine so geheimnißvolle Offenbarung? ich will sagen, eine Offenbarung, die schon gemacht ist, nicht verstanden zu werden? — Nur ein einziger Mensch, wenn sie nicht verstehen kann, so braucht man schon nichts weiter, um die Ungerechtigkeit Gottes genug einzusehen.

---

§. 20.

§. 20.

Untersuchung der Beweise, die Clarke über das Daseyn Gottes anführt.

Alle Menschen, sagt man, kommen in dem Daseyn eines Gottes überein, und der Zuruf der Vernunft langet hin, uns davon zu überzeigen; es ist ein angebohrner Begriff.

Der Gegenbeweis, daß dieser Begriff eines Gottes eine erworbene Erkenntniß sey, liegt in der Natur der Erkenntniß selbst; sie veränderte sich von einem Jahrhunderte zum andern, von einer Gegend zur andern, von einem Menschen zum andern. Daß dieses ein Irrthum sey, beweise ich so: Die Menschen brachten alle Wissenschaften, die einen wirklichen Gegenstand hatten, zu einiger Vollkommenheit; die Wissenschaft von Gott allein blieb auf dem alten Standorte zurück. Ueber nichts sind die Menschen so getheilt.

Es mag immer wahr seyn, daß jede Nation ihren Gottesdienst habe; allein dieses beweiset noch nichts für die Wirklichkeit Gottes. Die Allgemeinheit einer Meynung bewährt nicht ihre Wahrheit. Glaubte nicht ehedem die ganze Welt an Hexereyen und Gespenster? Behauptete man nicht vor dem Kopernik, daß die Erde unbeweglich wäre, und sich die Sonne um sie drehte? —

Der Begriff eines Gottes und seiner Eigenschaften hat seinen Ursprung lediglich von der Meinung unserer Väter, die man uns durch die Erziehung, durch eine Gewohnheit einflößte, die mit der Jugend schon anfieng, und durch das Beyspiel und das Ansehen befestiget wurde. So geschieht, daß wir glauben, jeder Mensch bringe den Begriff der Gottheit mit sich auf die Welt.

Wir halten uns nachhin an diese Begriffe, ohne daß wir uns jemal die Mühe nähmen, selbst darüber nachzudenken.

Von Doktor Clarke hält man, daß er auf die überzeugendste Art von dem Daseyn Gottes gesprochen habe.

Seine Sätze kann man auf folgende zusammenziehen:

1) Von Ewigkeit her war etwas. — Ja, was ist aber dieß Etwas? Warum ist es nicht vielmehr die Materie, als ein bloßer Geist? Was existirt, setzt von diesem Augenblick an voraus, daß ihm das Daseyn wesentlich sey. Was nicht vergehen kann, ist nothwendig da. Dieses ist die Materie. — Sie ist es also, was immer existirte.

2) Ein unabhängiges und unveränderliches Wesen bestund von aller Ewigkeit her.

Vorher nur, was dieses Wesen sey. Ist es unabhängig von seiner eigenen Wesenheit? — Nein; denn es kann nicht bewirken, daß die Wesen, die es hervorbringt, oder bewegt, anders, als nach den Eigenschaften, die es

ihnen gab, handeln. — Nun auf die andere Seite: Kein Körper hängt von dem andern ab, als nur darinn, wenn er ihm sein Daseyn und seine Art zu handeln verdanken muß; also blos unter diesem Bedingnisse könnte die Materie von ihm abhangen. Wenn sie nun von allem Anbeginn her da ist, so kann sie ihr Daseyn nicht einem andern Wesen schuldig seyn; und wenn sie ewig oder durch sich selber da ist, so ist ja ausgemacht, daß sie, gemäß dieser Eigenschaft, in sich und ihrer Natur alles einschließe, was sie zum Handeln bedarf. Ist nun die Materie ewig, so hat sie keines Schöpfers nöthig.

Ist er unwandelbar? — Nein! denn ein unwandelbares Wesen könnte keinen Willen haben, und keine successive Handlungen ausüben. Hat aber dieses Wesen die Materie erschaffen, oder dieses All hervorgebracht, so wollte es ja zu einer Zeit, daß diese Materie und dieses Universum wäre, und zu einer andern, das Gegentheil; also ist es nicht unwandelbar.

3) Die

3) Dieses ewige, unwandelbare, unabhängige Wesen existirt durch sich selber. Aber warum soll die Materie, die unzerstörbar ist, nicht durch sich selber existiren? —

4) Die Wesenheit eines Dinges, das von sich selber existirt, ist unbegreiflich. — Wohl! das ist aber auch die Wesenheit der Materie. Diese sehen wir zum wenigsten; aber die Gottheit uns vorzustellen sind wir noch minder im Stande: denn dieser können wir auf keiner Seite zukommen.

5) Das nothwendige, selbstständige Wesen ist nothwendig auch ewig. Aber die Materie würde das mit ihm gemein haben. Warum will man also dieses Wesen vom Universum unterscheiden?

6) Das selbstständige Wesen muß unendlich und allgegenwärtig seyn. — Unendlich? — Gesetzt! — Aber was sagt uns denn, daß die Materie nicht unendlich sey? — Nichts! Auf die Allgegenwart antworte ich

mit Nein! Die Materie füllet zum mindesten einen Theil dieses Raumes, und von diesem muß sie die Gottheit ausschließen.

7) Ein Wesen, das nothwendig existirt, ist nothwendig auch einzig. — Wenn ausser ihm selbst nichts gleiches ist, so muß es wohl einzig seyn; allein kann man das Daseyn des Universums verneinen?

8) Das selbstständige Wesen hat nothwendig Verstand. Aber der Verstand ist eine menschliche Eigenschaft. Zum Verstande gehört denken; zum Denken muß man Begriffe, muß man Sinne haben; wer Sinne hat, ist materiell, und wer materiell ist, kann kein bloßer Geist mehr seyn. Und hat dieß Wesen, dieß große All einen sonderheitlichen Verstand, der es bewegt? Warum will man diesen Verstand der Natur gar nicht zuerkennen? sie, die doch verständige Wesen in sich fasset?

9) Das selbstständige Wesen handelt frey. Und findet es keine Hindernisse in der Ausführung seiner Entwürfe? Will es selbst, daß das Böse geschieht, oder kann es selbes nicht abwenden? — Und in diesem Falle ist es entweder nicht frey, oder es stimmt in die Sünde mit ein! — Auf der andern Seite kann es nur nach der Folgerung der Gesetze seines Daseyns handeln. Sein Willen wird von seiner Weisheit, und den Absichten, die man ihm beylegt, bezwungen. Es ist also nicht frey.

10) Die höchste Ursache aller Dinge hat eine unendliche Macht. Wenn aber der Mensch frey sündigen kann, was wird dann aus der unendlichen Macht?

11) Der Urheber aller Dinge muß nothwendigerweise seyn. Ist er nun der Urheber von allem, so ist er's auch von vielen Handlungen, die wir als höchst unvernünftig beurtheilen.

12) Die höchste Ursache muß nothwendig alle moralische Vollkommenheiten besitzen. Der Begriff **Vollkommenheit** ist ein abgezogener Begriff. Das geht nur in Beziehung auf jene Art an, nach der wir die Sachen ansehen, und für vollkommen halten. Scheinet sie uns noch vollkommen gut, wenn wir von ihren Werken verletzt, wenn wir gezwungen werden, uns über die Uebel zu beklagen, die uns widerfahren? Ist sie es in Rücksicht auf ihre Werke, wenn wir, von Seite der Ordnung betrachtet, die verwirrteste Unordnung sahen?

Wenn man verlangt, daß Gott nichts von dem allem sey, was der Mensch zu erkennen vermag; wenn man nichts positives von ihm sagen kann, so ist es zum wenigsten erlaubt, an seinem Daseyn zu zweifeln. Kann man uns tadeln, daß wir ihn nicht gefaßt haben, wenn er unbegreiflich ist? —

Man sagt uns freylich, daß ein gesundes Gefühl und die Vernunft zureichen, uns

von seinem Daseyn zu überzeigen. Aber man sagt uns auch, daß die Vernunft in dergleichen Dingen eine ungetreue Führerinn sey. Gegenüber setzet man, daß die Ueberzeugung allemal die Wirkung der Evidenz und Demonstration sey.

§. 21.

Untersuchung einiger andern Beweise vom Daseyn Gottes.

Man setzet uns entgegen, daß eine metaphysische und blinde Nothwendigkeit, die überall und immer die nämliche seyn sollte, niemal einige Verschiedenheit in den Wesen zuwegebringen könnte; daß die Mannigfaltigkeit, die wir da sehen, nur von den Ideen und dem Willen eines nothwendig bestehenden Wesens herrühren könne.

Warum sollte diese Verschiedenheit nicht eben so wohl von natürlichen Ursachen, von einer selbstwirkenden Materie und der Bewegung derselben, die die verschiedenen und doch analogen Elemente nähert und zusammenfügt, herkommen? — Wird nicht das Brod aus der Zusammensetzung des Mehles, Sauerteiges und Wassers? — So viel über die blinde Nothwendigkeit, die etwas ist, dessen Kraft wir nicht erkennen.

Aber

Aber diese abgemessenen Bewegungen, diese wunderbare Ordnung, die man im Weltall herrschen sieht; diese Gutthaten, womit die Menschen überhäuft werden, verkündigen uns eine Weisheit, einen Verstand u. s. f. — Diese Bewegungen sind Folgen der Naturgesetze, in Rücksicht auf uns so lange wohl geordnet, als sie uns nützen — und übel, so bald sie aufgehört haben, uns nützlich zu seyn.

Man behauptet, daß die Thiere einen Beweis von einer mächtigen Ursache ihres Daseyns geben. Die bewunderungswürdige Uebereinstimmung ihrer Theile u. s. f. — — Wir können an der Macht der Natur nicht zweifeln. Aber sind sie deswegen das Werk eines unwandelbaren Gottes? Sie verändern sich ohne Unterlaß, und endigen sich mit der Zerstörung. Wenn sie dieser Gott nicht anders machen kann, so ist er weder frey, weder mächtig; ändert er seinen Willen, so ist er nicht unwandelbar; läßt er zu, daß Maschinen, die er empfindsam gemacht hatte, Schmerz fühlen, so mangelt ihm

Güte; und konnte er seinen Werken nicht mehr Festigkeit geben, so gebricht ihm Fähigkeit.

Der Mensch, der sich das Meisterstück der Natur zu seyn einbildet, würde von der Unfähigkeit und der Bosheit seines vorgeblichen Urhebers zeugen. Seine Maschine ist dem Verderben mehr, als der gröbern Körper ihre, preisgegeben. Wer sollte nicht lieber bey dem Verluste eines geliebten Gegenstandes ein Thier oder ein Felsstück seyn? Oder sollte er nicht lieber ein unbeseelter Klotz, als ein Abergläubler seyn, der unter dem Joche seines Gottes lebt, und am Ende noch ewige Qualen in dem künftigen Leben voraussieht?

Ist's möglich, das Universum ohne einen Werkmeister, der es gebildet hat, und der über sein Werk wachet, zu begreifen? — Wenn man eine Uhr oder Statue zu einem Wilden brächte, der niemal dergleichen gesehen hat, so würde er sich nicht enthalten kön-

nen, darinn das Werk eines geschickten Meisters zu finden.

1) Die Natur ist sehr mächtig und künstlich; allein wir begreifen nicht mehr, wie sie einen Stein, oder ein Metall — oder wie sie einen organisirten Schädel, wie z. B. jenen des Newton habe zu Stande bringen können. Die Natur kann alles, und sobald die Sache existirt, so ist es ja bewiesen, daß sie selbe hat machen können. Hüten wir uns also vor dem Schlusse, daß die Werke der Natur, welche wir am meisten anstaunen, ihr nicht zugehören sollten.

2) Entweder hat der Wilde, zu dem man eine Uhr oder Statue bringen will, einen Begriff von der menschlichen Geschicklichkeit, oder er hat keinen. Ist das erste, so wird er urtheilen, das könne ein Werk von einem Wesen seiner Gattung seyn; ist aber das zweyte, so wird er glauben, daß es kein Werk einer Menschenhand seyn könne, und folglich diese fremden Wirkungen einem Genius,

nius, einem Geiste, das heißt, einer unbekannten Kraft zueignen, der er ein Vermögen zuschreiben wird, welches die Wesen seiner Art nicht haben. Dadurch wird er nichts erweisen, als daß er nicht wisse, was ein Mensch zu leisten fähig sey.

3) So bald der Wilde die Uhr eröffnet und untersucht, so wird er sehen, daß sie nichts anders, als das Werk eines Menschen seyn könne. Er wird sehen, daß es von den unmittelbaren Erzeugnissen der Natur absteche, aus der er niemal Räder vom polirten Metalle hervorkommen sah. Er wird sich wohl in Acht nehmen, zu denken, daß ein materielles Werk die Wirkung einer unmateriellen Ursache seyn soll. Wenn wir die Welt ansehen, so werden wir eine materielle Ursache der Erscheinungen finden, die darinn vorgehen; und diese Ursache ist die Natur, die ihre Kraft denen aufdeckt, die sie studiren.

Daß man aber ja nicht sage, dieß wäre so viel, als alles einer blinden Ursache, einem

nem ungefähren Zusammenflusse der Atomen, dem Zufalle beylegen. Wir nennen nur jene blinde Ursachen, die wir nicht kennen; ungefähr jene Wirkungen, deren Ursachen wir nicht wissen; und dem Zufalle geben wir solche Wirkungen zu, deren nothwendige Verbindung mit ihren Ursachen wir nicht einsehen. Die Natur ist keinesweges eine blinde Ursache; sie handelt nichts weniger als aus Zufall. Alles, was sie thut, ist nothwendig und allezeit eine Folge ihrer unabänderlichen Gesetze. Auf unserer Seite mag wohl Unwissenheit herrschen, aber die Worte: Geist, Gott, Verstand werden sie nicht abwenden; sie sind gemacht, die Unwissenheit zu verdoppeln.

Dieß gilt für die Antwort auf den ewigen Einwurf, den man den Anhängern der Natur macht, als schrieben sie alles auf Rechnung des Zufalles. Zufall ist ein Wort ohne Sinn, das nur die Unwissenheit derjenigen beweist, die sich desselben bedienen. — Ein regelmäßiges Werk, sagt man, kann nicht von

von Zusammenfügungen des Zufalls herrühren. — Wird man durch das Rütteln und Zusammensetzen der Buchstaben auf Zufall ein Gedicht herausbringen, wie die Iliade ist? — Ohne Zweifel, nein! — Aber es ist ja die Natur, welche nach gewissen Gesetzen einen Kopf combinirt, und gerade dazu organisirt, ein Gedicht zu machen. Es ist die Natur, welche ein Gehirn, ein Temperament, eine Einbildungskraft, wie des Homers seine gibt, die in die nämlichen Umstände versetzt, nothwendig und nicht aus Zufall eine Iliade hervorbringen wird. Wenn man zum wenigsten nicht läugnen wollte, daß Ursachen, die im Ganzen ähnlich sind, vollkommen die nämlichen Wirkungen nach sich ziehen müssen.

Alles ist Wirkung der Zusammensetzungen der Natur. Was wir für das wunderbarste ihrer Erzeugnisse halten, ist nur eine natürliche Wirkung ihrer Theile, die verschieden eingeordnet sind.

§. 22.

Vom Deismus, vom Systeme des Optimismus, und den endlichen Ursachen.

Gesetzt auch, daß ein Gott wäre, was kann hieraus für das menschliche Geschlecht entspringen? selbst dann, wenn man Verstand und Absichten bey ihm voraussetzet? — Was für eine Verbindung kann ein Wesen von dieser Art mit uns haben? Werden die guten und schlimmen Wirkungen, von denen wir uns einbilden, daß sie von einer Allmacht und Vorsicht herkommen sollen, minder die Wirkungen seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner ewigen Rathschlüsse seyn? Können wir vermuthen, daß er unsertwegen seinen Plan ändern werde? Wird er, von unsern Bitten erweicht, nun gleich das Feuer oder Fieber einhalten? oder einem Gebäude, das zusammenstürzen will, befehlen, es soll uns nicht mit seinem Schutte bedecken, wenn wir an seiner Wand vorübergehen? — Wenn er

er genöthigt ist, allen Vorfällen, die seine Weisheit vorbestimmte, freyen Lauf zu lassen, um was können wir zu ihm flehen? Wir würden thöricht handeln, wenn wir ihm etwas entgegensetzten.

Der glückliche Schwärmer wird rufen: Warum nimmt man mir meinen Gott, den ich unter dem Bilde eines Königs voll Gütigkeit sehe, dessen Günstling ich bin, der sich mit meinem Wohle beschäfftiget? Laßt mich ihm für seine Wohlthaten danken! — — Warum, klagt der Unglückliche, raubt man mir einen Gott, dessen tröstender Gedanke den Quell meiner Zähren vertrocknet? —

Diesen werde ich am besten antworten, wenn ich sie frage, worein sie die Güte setzen, die sie ihm zueignen. Ist er gutthätig für alle Menschen? Für die Glücklichen, wie für die Unglücklichen? Wie viel Mühseligkeiten drücken uns, bey denen er taub unsere Bitten anhöret? Jeder Mensch wird ihn also nach der besondern Art, mit der er behandelt

delt wird; er wird ihn sogar nach den Umständen beurtheilen müssen.

Die Schwärmer des Optimismus scheinen gar dem Zeugnisse ihrer Sinne abgeschworen zu haben, um herauszufinden, daß in einer Natur, wo unaufhörlich das Gute vom Bösen begleitet wird, alles gut sey. Dieß ist der Endzweck des Ganzen, sagt man; allein das Ganze kann keinen Endzweck haben: denn hätte es diesen, so wäre es nicht mehr das Ganze.

Gott wird für uns aus den Uebeln, die er uns auf dieser Welt dulden läßt, Vortheile zu ziehen wissen; so sagt man weiter. Allein, was weis man denn davon? — Wie kann man glauben, daß der Gott, der uns hienieden so übel behandelt, uns anderswo besser begegnen werde? Was für ein wahrhaftes Gut kann aus diesen Wüsteneyen, aus diesen Hungerhöhlen, die die Erde entstellen, herauskommen? — Man ist gezwungen, ein neues Leben sich zu denken, um die Gottheit

der Uebel wegen zu rechtfertigen, die sie uns hier aufbürdet.

Die Einen behaupten, daß Gott die Materie, als er sie aus dem Nichts gezogen, auf immer der Bewegung überlassen habe, die er in sie hinein legte. Sie haben ihres Gottes zur Geburt der Natur vonnöthen, und weiter nicht. Das will sagen: Er lebt in einer vollkommenen Gleichgiltigkeit gegen seine Geschöpfe. Aber so ein Gott ist ja für die Menschen ein unnützes Ding.

Die Andern setzen Pflichten gegen den Schöpfer bey den Menschen voraus. Einige bilden sich ein, daß er schonen und strafen müsse, weil er gerecht ist. Diese machen aus ihrem Gott einen Menschen. — Aber diese moralischen Attribute verwirren sich in jedem Augenblicke, sobald man ihn für den Urheber aller Sachen, und also durch eine Folge für den Urheber des Guten und Bösen ausgibt.

Man wird sagen: Wollet ihr lieber von einer blinden Natur, als von einem weisen, guten und verständigen Wesen abhangen?

Allein — fürs 1ste entscheidet unser Eigennutz gar nichts von der Wirklichkeit der Sachen. 2) Dieses so gute, so kluge Wesen wird uns als ein vernunftloser Wüterich vorgestellt, daß es besser für den Menschen wäre, von einer blinden Natur abzuhangen. 3) Wenn wir die Natur recht studiren, so gibt sie uns einen Vorrath von dem, was wir brauchen, um so glücklich zu seyn, als es unsere Wesenheit verträgt. Sie lehret uns die eigentlichen Mittel, zu unserm Glücke zu gelangen.

---

§. 23.

Untersuchung der Vortheile, welche für die Menschen aus der Erkenntniß der Gottheit entspringen; oder von ihrem Einflusse auf die Moral, Politik, Wissenschaften und das Glück der Nationen und der Individuen.

Die Moral, welche den Menschen allein zum Gegenstande nimmt, in so ferne er sich erhalten will, und in Gesellschaft lebet, hat schon zum Voraus nichts mit jenen Systemen gemein. Er findet in sich selber Beweggründe, seine Leidenschaften zu bezäumen, seinen fehlerhaften Neigungen zu widerstreben, und sich allen den Wesen nützlich und liebenswerth zu machen, derer er unaufhörlich bedarf.

Andererseits können uns die Systeme, die uns Gott als einen Tyrannen schildern, ihn nicht zum Muster unserer Aufführung darstellen. Er ist misgünstig, rachsüchtig, ei-

gennützig u. s. f. Auch trennet die Religion die Menschen. Sie zanken und verfolgen sich einander u. s. f. ohne sich die Laster vorzuwerfen, die sie für die Sache ihres Gottes begehen.

Eben dieser Schwindelgeist herrschet bey dem Gottesdienste. Man redet von nichts als Schlachtopfern, und der reine Geist der Christen will, daß man seinen eigenen Sohn erwürgen soll, um seine Wuth zu besänftigen.

Die Menschen bedärfen einer menschlichen Sittenlehre, die sich auf die Natur des Menschen, auf die Erfahrung und Vernunft gründet.

Finden wir etwa in den Priestern wahre und reelle Tugenden? Sind Menschen, die so sehr von dem Daseyn eines Gottes überzeugt sind, minder Freunde der Ausschweifungen, der Unmäßigkeit u. s. f.? Wenn man ihre Aufführung ansieht, so sollte man

glauben, sie wären über die Meinung von einem Gotte ganz eines andern beredt.

Kann der Begriff eines rächenden und belohnenden Gottes jenen Fürsten, die ihre Macht auf die Gottheit selbst stützen, darum nur etwas mehr auferlegen? Gibt es Atheisten, wie diese ungerechten und gewissenlosen Monarchen sind, die allenthalben die Betrübniß mit sich herumtragen? Sie zeugen für den Namen Gottes, und sind immer bereit, ihre Schwüre zu brechen, so bald es ihr Eigennutz erheischen wird.

Oder wurden die Sitten der Völker dadurch gebessert? Die Religion geht bey ihnen für alles. Ihre Priester sind zufrieden, jene Glaubenssätze und Gewohnheiten zu erhalten, die ihren Nutzen befördern, und vermehren nur immer die verderblichen Maximen, auch sogar die Vergehungen ihrer Sklaven zum Vortheile zu verwenden. Das Monopolium mit den Ablässen, der Handel mit der göttlichen Gnade u. s. f. dieses wurde die

Reli=

Religion. Die sinnlosen Wörter: Gottlosigkeit, Gottesraub, Gotteslästerung wurden erdichtet, und diese vorgeblichen Laster sind es, die man mit der äussersten Grausamkeit bestraft.

Was kann unter der Hand solcher Lehrer aus der Jugend werden? Man verdirbt den Menschen von Kindheit auf mit unverständlichen Kenntnissen, verwirrt seinen Geist mit Fantomen, beschränkt seine Anlage durch maschinenhafte Andächteleyen, und beugt gegen seine Vernunft und die Wahrheit frühzeitig vor.

Bildet wohl die religiöse Erziehung Bürger, Hausväter und Gatten? Die Religion ist ein Werth, der über alles geht. Man sagt dem Fanatiker, daß es mehr gelte, wenn man Gott, als wenn man den Menschen gehorsamet. Nun glaubt er schon, daß er sich allezeit gegen den Fürsten auflehnen, sein Weib verlassen dürfe u. s. f. so oft es die himmlischen Vortheile betrifft.

Welchen Nutzen würden die Völker dadurch erhalten, daß man die Erziehung auf nützliche Gegenstände richtete! Welche kostbare Kenntnisse u. s. f.! —

Wie viel Menschen sind trotz der religiösen Erziehung lasterhaft, und an schändliche Gewohnheiten gefesselt! — Trotz jener Hölle, deren Andenken allein uns zittern macht, sind die Städte mit ausgelassenen, zügellosen Menschen angefüllt. Sie würden sich entsetzen, wenn man den mindesten Zweifel über das Daseyn Gottes vor ihnen merken ließe, und kehren von dem Antritte der Kirche, wohin sie zum Opfern, zum Ausspenden der göttlichen Wahrheiten, und mit dem Namen des Himmels das Laster zu schrecken gekommen sind, gerades Weges jeder zu seinem Verbrechen zurücke.

Und sind nun diese Meuchelmörder, diese Räuber, denen die Gesetze kümmerlich das Leben gönnen, Ungläubige oder Atheisten? Diese Unglücklichen glauben an Gott, weil

man ihnen immer von ihm und seinen Strafen, die er gegen die Laster bestimmte, vorgeschwatzet hat. — Allein ein verborgener Gott, und seine weit entfernten Züchtigungen, können Ausschweifungen nicht hindern, denen gegenwärtige und sichere Strafen nicht vorzubeugen vermögen.

Der nämliche Mensch, der sich in Gegenwart eines Menschen auch den mindesten Fehler zu begehen scheute, überläßt sich ihm ganz, so bald er glaubt, daß ihn niemand als sein Gott sehe. So unzulänglich ist der Gedanke Gott wider die menschlichen Leidenschaften.

Redet auch der religiöseste Vater, in dem Unterrichte, den er seinem Sohne gibt, allezeit von einem rächenden Gotte? — Seine Gesundheit, die er durch lüderliches Leben zu Grunde richten wird; seine Glücksumstände, die er mit dem Spiele untergräbt; die Züchtigungen der Gesellschaft — diese sind die Beweggründe, die er anwendet.

Die Kunst, die Menschen zu regieren, ist gar nicht die Kunst, sie zu betriegen, oder zu tyrannisiren. Ziehen wir die Vernunft zu Rathe, und sie wird uns in dem Menschen selbst zeigen, daß er, um glücklich zu seyn, nichts suchen müsse, als seinen und der andern Wohlstand zu erhalten; daß er nichts suchen müsse, als was die Tugend ausmacht.

Die Begriffe von einer Gottheit sind also eben so unnütz, als einer gesunden Moral entgegen gesetzt. Sie bringt der Gesellschaft nicht mehr Vortheile, als den Individuen. Diejenigen, welche sich mit ihren Träumereyen beschäfftigen, leben in beständigen Aengsten; vernachläßigen jene Sachen, die ihrer Bemühungen am würdigsten wären; verbringen ihre traurigen Tage mit Weheklagen, Gebethern und Versöhnungen. Sie glauben einen erzörnten Gott zu besänftigen, wenn sie sich alle nur erdenkliche Uebel anthun. Welche Früchte genießt nun die Gesellschaft von den betrübten Kenntnissen dieser frommen Wahnsinnigen? Entweder sind

sie

sie Menschenfeinde, die der Welt nichts nüzzen und sich selber schaden; oder Fanatiker, die die Völker beunruhigen. Wenn einige friedsame Schwärmer Trost in ihren religiösen Begriffen finden, so gibt es wieder Millionen, die noch strenger nach ihren Grundsätzen leben, und doch für ihr ganzes Leben unglücklich sind. Unter einem fürchterlichen Gott ist ein ruhiger Andächtler ein Mensch, der nicht das mindeste gedacht hat.

---

§. 24.

Die theologischen Kenntnisse können der Grundstein der Moral nicht werden. Paralelle zwischen der theologischen und natürlichen Moral. Die Theologie schadet dem Fortgange des menschlichen Geistes.

Willkürliche und unächte Meinungen, widersprechende Kenntnisse, abgezogene und geistige Spekulationen können unmöglich zum Grunde der sittlichen Wissenschaften gelegt werden. Es sind Grundsätze, die ausgemacht, aus der Natur des Menschen hergeleitet, und durch die Erfahrung und Vernunft bestättiget sind. Die Moral ist so beschaffen, daß sie von sich selbst unabänderlich ist, und ganz und gar nicht den Launen der Einbildung, den Leidenschaften und den eigennützigen Absichten des Menschen nachgehen muß; sie muß bestehend und für alle Individuen gleich seyn, und sich weder von einem Lande zum andern, noch von einem

Zeitalter zum andern verändern. Also auf dem allgemeinen Gefühle, das unserer Natur anklebt, muß die Moral beruhen: denn sie ist ja nur die Wissenschaft der Pflichten des Menschen, wie er in der Gesellschaft lebt. Mit einem Worte: Die Nothwendigkeit der Dinge muß ihr Grundstein werden.

Die Theologie hat also Unrecht gehabt, daß sie glaubte, das Bedürfniß, das Verlangen nach Glücke, der ausgemachte Eigennutz der Gesellschaften und der Individuen wären unmächtige Beweggründe. Dadurch, daß man die Moral von einem Gott herführte, unterwarf man sie den Leidenschaften der Menschen; weil man sie auf eine Erdichtung festen wollte, gründete man sie auf nichts.

Die Sittenlehre von diesem Gotte verändert sich wegen den wesentlichen Unterscheidungszeichen, die man ihm beylegt, von einem Menschen zum andern, von einer Gegend zur andern, nach der verschiedenen Einbildungskraft eines jeden.

Vergleichet nur einmal die religiöse Moral mit der natürlichen! Sie widersprechen sich alle Augenblicke. Die Natur reizt den Menschen, sich zu erhalten, und unaufhörlich den Umfang seines Glückes zu erweitern. Hingegen die Religion befiehlt ihm einzig einen fürchterlichen Gott zu lieben, sich selbst zu verläugnen, und seinem scheußlichen Götzen die süßesten Vergnügen seines Herzens aufzuopfern. Die Natur sagt dem Menschen, er soll die Vernunft zu Rathe holen; die Religion aber spricht, daß die Vernunft eine treulose Führerinn sey. Die Natur sagt ihm, daß er die Wahrheit suchen; und die Religion, daß er sie fürchten, und ja nichts genauer durchgehen soll. Die Natur sagt dem Menschen, er soll gesellig seyn, und seine Mitmenschen lieben; und die Religion sagt ihm, er soll die Gesellschaft fliehen, und sich von allen Geschöpfen absondern. Die Natur sagt den Vermählten: Liebet euch einander mit Zärtlichkeit! und die Religion gebietet, die Ehe als einen unreinen und unvollkommenen Stand zu betrachten. Die Natur sagt dem

dem Bösewicht, daß er seine schändliche Neigung, die auf sein Glück Einfluß haben würde, meiden soll; die Religion verbietet ihm das Laster, und verspricht ihm gleich wieder Vergebung, wenn er sich zu den Füßen ihrer Priester mit Opfern, Geschenken, Zeremoniellen und Gebethern demüthigen wird.

Die Theologie hat den menschlichen Geist so geblendet, daß er beynahe keinen Schritt mehr vorwärts zu thun wagte. Die Logik wurde angewendet, die offenbarsten Widersprüche zu beweisen. Die Theologie brauchte man, den Fürsten von ihren Rechten, die man ihnen als eine Gabe von Gott einschwatzte, falsche Begriffe beyzubringen. Die Gesetze wurden dem Muthwillen der Religion unterworfen. Der Physik, Naturgeschichte und Anatomie wurde verboten, etwas anders als durch die Brille des Aberglaubens anzusehen. Die augenscheinlichsten Thaten wurden verworfen, oder mit dem Banne belegt, so bald man sie mit den Hypothen der Religion nicht eingleichen konnte.

Heißt

Heißt das in der Physik eine Frage auflösen, wenn ich sage, daß eine Lufterscheinung, ein unterirdisches Feuer, eine Ueberschwemmung Zeichen des göttlichen Zornes sind? — Wäre es nicht vortheilhafter und wahrer, wenn man den Menschen, statt die Kriege und Theurungen einem göttlichen Zorne beyzumessen, zeigte, daß sie diese Uebel ihrer eigenen Narrheit und der Tyranney ihrer Fürsten zu verdanken hätten? Man würde nachhin bey einer vernünftigern Regierung die Mittel ausgefunden haben, dergleichen Uebel zu entfernen. Müßte die Erfahrung die Sterblichen, wegen den übernatürlichen Hilfsmitteln, wie Versöhnung, Gebether, Opfer, Fasten und Bittgänge sind, nicht bald eines bessern überzeugt haben, daß sie niemal auch nur das mindeste für sie bewirkten? —

---

§. 25.

Daß die Menschen über die Begriffe, die man ihnen von der Gottheit beybringt, niemal etwas schließen können. Ihre Aufführung hat in Absicht auf ihn keine Folge und keinen Nutzen.

Wenn man ein solches verständiges Wesen voraussetzt, wie uns die Theologie es vorprediget, so ergibt sich hieraus nothwendig, daß kein Mensch die Absichten der Vorsehung erfülle. Gott verlangt, daß wir selbe erkennen sollen, und die Theologen selbst wissen sich keinen Begriff davon zu machen. Aber auch zugegeben, daß sie ihn erkennen, daß ihnen sein Daseyn, seine Wesenheit, seine Attributen vollkommen erwiesen seyn; genießt auch der übrige Theil der Menschen gleiche Vortheile?

Wenige Menschen sind einer tiefen und anhaltenden Betrachtung fähig. Ueberlegt der Haufen wohl jemal, der gezwungen ist,

 für

für die Nahrung zu arbeiten? — Die Grossen, die Leute von Welt, die Frauenzimmer, die jungen Leute, werden von ihren Geschäfften, ihren Leidenschaften, ihren Vergnügen hingerissen, und denken eben so selten als der Pöbel. Unter hundert tausend Menschen sind vielleicht zween, die ernstlich über das befragt wurden, was sie unter dem Worte Gott verstehen; weil es höchst selten ist, Leute zu finden, für die das Daseyn Gottes eine Aufgabe wäre; denn die Ueberzeugung setzet eine Evidenz voraus, die uns die einzige Gewißheit verschaffen kann. Wo sind also die Menschen, die vom Daseyn Gottes überzeugt sind? Es geschieht lediglich aufs Wort, daß ganze Völker den Gott ihrer Väter und ihrer Pfaffen anbethen. Das Ansehen, das Zutrauen und die Gewohnheit haben bey ihnen die Stelle der Ueberzeugung und der Beweise. Alles gründet sich auf das Ansehen, alles verbietet die Untersuchung und den Gebrauch der Vernunft.

Also nur den Pfaffen und den vom Geiste Gottes Angehauchten ist die Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes vorbehalten, welche man nichts desto weniger als so nothwendig für das Menschengeschlecht ausrufet? Sind auch sie über ihn einig? Herrschet hierüber eine solche Einhelligkeit unter ihnen, wie wir finden, wenn von geringfügigern Kenntnissen und Künsten die Rede ist? — Wenn Gott will, daß man ihn erkenne, liebe und ihm danke, warum zeigt er sich nicht der ganzen Welt auf eine minder zweydeutige Art, die geschickter ist, uns zu überweisen, als diese Offenbarungen, die ihn einer Partheylichkeit zu beschuldigen scheinen? Hat er denn keine andere Mittel, als die Verkappungen? Warum hat er seinen Namen, seine Eigenschaften und seinen Willen nicht mit Zeichen geschrieben, die für alle Menschen gleich leserlich sind?

Die Theologie hat durch widersprechende Qualitäten ihren Gott in die Unmöglichkeit zu handeln versetzt. Wenn er mit allen die-

sen so mislautenden Attributen, die man ihm zueignet, existirte, so kann man nicht sagen, wodurch man die Aufführung und die Verehrung rechtfertigte, die man ihm zu leisten befiehlt.

Wenn er unendlich gut ist, warum soll man ihn fürchten? Wenn er unendlich weise ist, warum wollen wir uns über unser Geschick beunruhigen? Wenn er alles weis, warum sollen wir ihn erst von unsern Bedürfnissen berichten, und mit unsern Gebethern ermüden? Wenn er überall ist, wozu nützen denn Tempel? Wenn er Herr über alles ist, wozu braucht er Opfer und Geschenke? Wenn er gerecht ist, wie kann ich glauben, daß er seine Geschöpfe strafen werde, die er mit Schwachheit überhäufet hat? Wenn seine Gnade alles in ihnen thut, warum soll er sie belohnen? Ist er allmächtig, wie kann man ihn beleidigen? Wie ihm widerstreben? Ist er verständig, wie kann er sich gegen Blinde erzürnen, denen er die Freyheit zu vernünfteln gegeben hat? Wenn er unveränderlich ist,

ist, wie könnten wir fodern, daß er seine Rathschlüsse ändern soll? Wenn er unbegreiflich ist, warum wollen wir uns einen Begriff von ihm bilden?

Wenn er auf der andern Seite jähzornig, rachsüchtig und boshaft ist, so sind wir ja nicht mehr befugt, unsere Wünsche nach ihm hin zu richten. Ist er ein Tyrann, wie kann man ihn noch lieben? Wie soll man einen Herrn lieben, der seinen Knechten die Freyheit gäbe, ihn zu beleidigen, damit er sie über ihren Verbrechen ertappen und mit der äussersten Grausamkeit bestrafen könne? Ist er allmächtig, wie können wir uns den Wirkungen seines Zornes entziehen? Ist er unwandelbar, wie können wir unserm Verhängnisse entkommen?

Unter was für einem Gesichtspunkte wir ihn also betrachten, so können wir ihn weder verehren, noch können wir ihn bitten.

Wenn auch ein Gott existirte, und dieser Gott voll Billigkeit, Verstand und Güte wäre, was könnte denn ein tugendhafter Atheiste von ihm fürchten, der da glaubt, daß er im Augenblicke des Todes auf ewig entschlafe, und sich nun auf einmal in der Gegenwart eines Gottes befände, den er zeitlebens verkannt und vernachläßiget hat?

O Gott, würde er sagen, der du dich unsichtbar machtest! unbegreifliches Wesen, das ich nicht entdecken konnte! vergieb mir, wenn mein begrenzter Verstand, den du mir selbst gegeben hast, dich nicht zu erkennen vermochte! Konnte ich mit meinen Sinnen dein geistiges Wesen erforschen? Mein Geist hat sich nie unter das Ansehen etlicher Menschen beugen können, die wußten, daß sie eben so wenig Verstand haben, als ich; und die sich lediglich untereinander verstanden haben, wider mich zu schreyen, daß ich ihnen die Vernunft, die du mir gegeben hast, hinopfern soll. Aber, o Gott! wenn du deine Geschöpfe liebest; ich habe sie, wie du, ge-

liebt. Wenn dir die Tugend gefällt; mein Herz hat sie immer verehrt. Ich habe den Betrübten getröstet, nichts von dem Vermögen des Armen verschlungen. Ich war gerecht, gütig, empfindsam u. s. f. —

Oft führen gegen alle Vernunftschlüsse augenblickliche Lagen den Menschen zu den Vorurtheilen der Kindheit zurücke. Dieses geschieht hauptsächlich in Krankheiten, bey der Annäherung des Todes. Man zittert, weil die Maschine geschwächt ist. Das Gehirn ist unfähig, ihren Diensten vorzustehen; man verliert die Vernunft. Unsere Systeme leiden die Veränderungen unsers Körpers.

---

§. 26.

Schutzrede für die Meinungen, die in diesem Werkchen enthalten sind. Von der Gottlosigkeit. Gibt es Atheisten?

Man zittert vor dem bloßen Namen Atheiste schon; allein was ist ein Atheiste? — Ein Mensch, der die Abentheuer zerstöret, die dem menschlichen Geschlechte schaden, um diese Menschen zur Natur, zur Erfahrung und zur Vernunft zurücke zu bringen; der nicht nöthig hat, zu idealen Mächten sich zu flüchten, um die Begebenheiten der Natur zu erklären.

Zu Folge der Theologen ist es Thorheit, in der Natur eine unbegreifliche Bewegung vorauszusetzen. Es ist also Wahnsinn, das Bekannte dem Unbekannten vorzuziehen; die Erfahrung und das Zeugniß seiner Sinne zu befragen, sich an die Vernunft zu wenden, und ihre richtige Wahrheiten den Macht-

sprü-

sprüchen einiger Sophisten vorzusetzen, die selbst bekennen, daß sie nichts von dem Gotte wissen, den sie verkündigen?

Wenn man die Wuth zu lästern sieht, die bey ihnen die Meinungen der Atheisten aufkützeln; hat man da nicht Ursache, auf die Güte ihres Handels Mistrauen zu setzen? Diese Tyrannen des Geistes sind es, welche die Gottheit schänden, weil sie sagen, daß sie grausam sey, daß sie nach dem Blute der Unglücklichen dürste: diese sind die wahren Gottlosen. Gottlos seyn, heißt den Gott verhöhnen, an welchen man glaubt. Derjenige, der gar keine Gottheit erkennet, kann ihr weder Unbild anthun, noch also aus dem nämlichen Grunde gottlos genannt werden.

Im Gegentheile heißt fromm seyn, dem Vaterlande dienen, seinen Mitmenschen nüzzen, und die Gesetze der Natur beobachten. Ein Atheiste kann mithin fromm, rechtschaffen und tugendhaft seyn, wenn sein Betra-

gen sich von den Gesetzen nicht entfernet, die ihm die Natur und die Vernunft vorschreibt.

Man sieht doch keinen Menschen, versetzt man, auf den Atheismus verfallen, der Grund hat zu hoffen, daß der künftige Zustand für ihn ein glücklicher Zustand seyn werde. Der Eigennutz der Leidenschaften, die Furcht der Strafen, diese allein machen den Atheisten. Doch, man muß den Menschen, der sich aufzuklären sucht, der die Vernunft zu Rathe zieht, und dem diese Vernunft die Begriffe aller Tugenden einprägt, nicht in den Fall setzen, als müßte er mehr, als ein anderer, einem künftigen Leben absagen, und die Züchtigungen desselben fürchten.

Es ist wahr, die Atheisten sind selten, weil der Enthusiasmus den Geist verblendet, und der Irrthum solche Vorschritte gethan hat, daß wenige Menschen den Muth haben,

ben, sich eines Bessern belehren zu wollen. Jedoch versteht man unter Atheisten Männer, welche die Erfahrung und das Zeugniß ihrer Sinne leitet, die in der Natur nichts sehen, als was man darinnen wirklich findet; Physiker, welche glauben, daß sie alles, ohne zu einer erdichteten Ursache ihre Zuflucht zu nehmen, durch die Bewegung erklären können; Leute, die nicht wissen, was ein Geist sey; die ein Fantom verwerfen, dessen unanständige Eigenschaften nur das menschliche Geschlecht beunruhigen können — so ist nicht zu zweifeln, daß es viele Atheisten gebe, und ihrer noch mehr geben würde, wenn die Funken einer gesunden Physik und richtigen Vernunft weiter ausgestreut werden.

Ein Atheiste ist ein Mensch, der kein Daseyn eines Gottes glaubt. — Allein, es kann ja niemand sicher über die Existenz eines Wesens seyn, das er nicht begreift, und von dem man sagt, daß es unverträgliche

Eigen-

Eigenschaften vereinige. In diesem Verstande würden wohl auch Theologen eben so gut Atheisten seyn, als alle die leichtgläubigen Völker, welche auf ihr Wort vor einem Dinge auf die Knie niederfallen, wovon sie keinen andern Begriff haben, als den ihnen Leute beibrachten, welche selbst bekennen, daß sie nichts davon begreifen.

---

§. 27.

Verträgt sich der Atheismus mit der Moral?

Wenn schon der Atheiste das Daseyn Gottes läugnet, so kann er doch weder seine eigene Existenz, noch seiner Mitmenschen ihre verneinen. Er kann an den Beziehungen, die zwischen ihnen obwalten, nicht zweifeln, und so an der Nothwendigkeit der Pflichten, die aus diesen Beziehungen entspringen. Er kann also an den Grundsätzen der Moral nicht zweifeln, die blos die Wissenschaft der Beziehungen ist, die zwischen den Menschen in der Gesellschaft bestehen. — Wenn er auch seine moralische Grundsätze zu vergessen scheint, so folgt hieraus nicht, daß sie falsch seyn. Dieses kann alles ohne Nachtheil seiner Grundsätze geschehen; allein ein unglaubiger Philosoph ist lange nicht so schrecklich, als ein schwärmerischer Pfaffe.

fraget ihn, ob es ihm gleichgelte, geschlagen, beraubt, beschimpft, betrogen und verhöhnt zu werden; seine Antwort wird euch zeigen, daß er in den Handlungen der Menschen einen Unterschied mache, und die Absonderung des Guten und Bösen weder von Verträgen der Menschen, noch von Begriffen, die man von der Gottheit haben kann, noch von Belohnungen oder Strafen eines andern Lebens abhange.

Ein Atheiste, der nur sein wirkliches Daseyn erkennet, muß zum wenigsten wünschen, dieses glücklich zu sehen. Der Atheismus, sagt **Baco**, macht den Menschen vorsichtiger gegen sich selber, weil er ausser den Grenzen dieses Lebens nichts mehr erblicket. Menschen, die gewohnt sind, zu denken, und ihr Vergnügen im Studiren zu suchen, sind gewiß keine gefährlichen Bürger.

Leute, die besser von der Religion unterrichtet sind, halten dafür, daß sie dem Haufen

fen nothwendig sey, weil er ohne diese nicht gebändiget werden könnte. Aber hat die Religion auf die Sitten des Pöbels einen wahrhaft nützlichen Einfluß? — Sie beugt ihn in die Sklaverey, ohne ihn besser zu machen; sie schafft Dummköpfe, die keine andere Tugend, als eine blinde Unterwerfung gegen jene unschickliche Gewohnheiten kennen, in welche sie weit höhern Werth setzen, als in die reellen Tugenden und die Moral, die man sie niemal kennen lehrte. Unwissende Kinder werden nur auf einige Augenblicke durch eingebildete Schrecken zum Zittern gebracht. Wenn man die Wahrheit zeiget, kann man den Werth der Tugend, und die Beweggründe, ihr zu folgen, erkennen lehren.

Man findet nirgend so wenig Atheisten, als bey den Völkern, die der Aberglaube, vom fürstlichen Ansehen unterstützet, die Schwere seines Joches und den unverschämten Misbrauch seiner unumschränkten Gewalt füh-

len läßt. Die Unterdrückung gibt der Seele Schnellkraft, und treibt sie an, die Quelle ihrer Uebel in der Nähe zu untersuchen. Das Unglück ist ein mächtiger Reiz, den Geist auf die Seite der Wahrheit zu lenken.

---

§. 28.

§. 28.

Gründe, die für den Atheismus stehen. Kann dieses System gefährlich seyn? Darf es unter dem Pöbel verbreitet werden?

Man fragt, was die Menschen für einen Vortheil davon haben, wenn sie keinen Gott zulassen. Allein sind die Tyranneyen und Verfolgungen, die man unter seinem Namen ausübte; die Sklaverey, mit der die Pfaffen uns drücken, nicht hinreichende Beweggründe, uns zu der Untersuchung der Ansprüche eines Wesens anzutreiben, das unter den Menschen so viel Unheil anrichtet? Kann es einen wichtigern Beweggrund geben, als die ungestüme Furcht, die der Begriff eines Gottes in uns erweckt, der über unsere geheimste Gedanken zürnet; den man beleidigen kann, ohne es zu wissen; von dem man nie sicher weis, daß man ihm ge-

 falle;

falle; der uns unglückliche Neigungen zugab, um uns dafür zu strafen; der die Vergehen eines Augenblickes ohne Ende züchtiget?

Der Deiste wird uns zwar sagen, daß Gott nichts minder, als das sey, wie ihn der Aberglaube schildert. Allein diese Voraussetzung beweiset noch lange sein Daseyn nicht. Zudem — empöret sich die Vernunft wider den Gott der Abergläubler, so ist der Deisten ihrer beständig ein widersprechendes und unmögliches Wesen.

Der Abergläubler findet, wenn sein Herz einmal verdorben ist, selbst in seiner Religion tausend Scheingründe mehr, dem menschlichen Geschlechte zu schaden, als der Atheiste. Dieser hat keinen Deckmantel am Religionseifer, seine Rachsucht, seine Mordwuth damit einzuhüllen.

Niemal

Niemal wird ein Atheiste mit gesunden Sinnen glauben, daß grausame Handlungen, denen die Religion einen Platz eingeräumt hat, gerechtfertiget werden können. Wenn der Atheiste bösartig ist, so weis er zum wenigsten, daß er böse handelt. Weder sein Gott noch seine Pfaffen werden ihn bereden, daß er Gutes thue.

Man wendet uns ein, daß die unanständige und oft lasterhafte Aufführung der Priester nichts gegen die Religion beweise. Dieß läßt sich aber mit gleichem Rechte von einem Atheisten sagen, der sammt seiner ausschweifenden Lebensart eine gute Moral inne haben kann. Weiter spricht man, daß der Atheismus die Heiligkeit der Eidschwüre vernichte; allein der Meineid ist weder bey religiösen Völkern, noch bey jenen Leuten deshalb selten, die sich am meisten mit ihrem Glauben auf Gott rühmen. Beobachten auch die religiösesten Könige alles, wozu sie sich anheischig machen? Befreyet sie nicht oft selbst die Religion von selbem, besonders,

wenn es ihren geheiligten Eigennutz angehet? Kann man die ehelosen Bursche aus allen Staaten verbannen, wenn man sie zwingt, den Namen Gottes zu beschwören? Wozu dienen also die Eide? Sie sind ein leeres Gepränge, das den Böswichtern nicht das Mindeste erschweret, oder den Verpfändungen eines rechtschaffenen Herzens beysetzet.

Man fragte, ob es ein Volk gebe, welches gar keinen Begriff von Gott habe, und ob dieses Volk, das aus lauter Atheisten besteht, sich erhalten könne?

Der Mensch wird als ein furchtsames und unwissendes Thier, nothwendigerweise bey seinen Unglücken abergläubisch werden. Er wird sich entweder selbst einen Gott schaffen, oder er wird den annehmen, den ihm andere geben wollen; allein aus dem Daseyn seiner Götter wird der Wilde nicht die nämlichen Schlüsse folgern, die ein verständiger Mensch daraus zieht. Ein wildes

Volk

Volk befriediget sich mit einem plumpen Gottesdienste, ohne über seine Gottheit zu vernünfteln; das geschieht nur bey civilisirten Völkern, weil die Menschen ihre Kenntnisse verfeinern.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß eine zahlreiche Gesellschaft, die weder Religion, weder Moral, weder Regierung, noch Gesetze, noch Grundsätze hat, nicht lange feststehen könnte, weil sie lauter Menschen versammelte, die sich zu schaden nur geneigt sind. Allein sind nicht die menschlichen Versammlungen mit allen Religionen der Welt beynahe in dem nämlichen Zustande? — Eine Gesellschaft von Atheisten, die nach guten Gesetzen beherrschet, durch Belohnungen zur Tugend gelocket, und mit Strafen vom Laster abgewendet würde, wäre gewiß weit tugendhafter, als diese religiösen Gesellschaften, wo sich alles verschworen hat, den Geist zu peinigen, und das Herz zu verderben.

Man kann nicht hoffen, einem ganzen Volke seine religiösen Begriffe zu nehmen, weil man sie in der zärtesten Kindheit ihnen schon eingepfropft hat. Aber der Pöbel kann doch mit der Zeit die Früchte dieser Bemühungen einerndten, von denen er keinen Begriff hat. Der Atheismus hat Wahrheit für ihn, er kann in die Seelen sich einschleichen, und mit ihnen vertraut werden u. s. f.

---

§. 29.

§. 29.

Auszug aus dem Gesetzbuche der Natur.

O ihr, so rufet die Natur, die ihr nach dem Triebe den ich euch einsenke, jeden Augenblick eures Daseyns nach Glücke strebet, widerstehet meinem unumschränkten Gesetze nicht! Arbeitet zu euerer Glückseligkeit, genießt ohne Furcht, seyd glücklich!

Und du, Abergläubischer, kehre zur Natur zurücke! sie wird dich trösten, und die Furcht von deinem Herzen hinwegwälzen, die dich niederdrückt. Höre auf, an die Zukunft zu denken; lebe für dich und deine Mitmenschen! Ich billige deine Vergnügen, sobald du dir selber nicht schadest, noch deinen Brüdern nachtheilig bist, die ich dir zu deinem eigenen Glücke nothwendig gemacht habe.

Laß dir bey dem Unglücke deines Mitmenschen die Menschlichkeit empfohlen seyn. Denke, auch dich könne dereinst es niederschlagen, wie ihm geschah. Trockne die Thränen der unterdrückten Unschuld und der beklemmten Tugend. Die süße Wärme der Freundschaft, und die Achtung einer geliebten Gefährtinn vertilge alle Qualen des Lebens aus deinem Gedächtnisse.

Sey gerecht; denn die Gerechtigkeit ist die Stütze des menschlichen Geschlechtes. Sey gütig; denn die Gütigkeit bezwinget alle Herzen. Vergieb gerne, weil du selber schwach bist, und mit Wesen lebst, die schwach, wie du, sind. Sey sanftmüthig; denn die Sanftmüthigkeit gewinnt dir der andern Zuneigung. Sey erkenntlich, weil die Erkenntlichkeit die Güte ernährt und unterhält. Sey eingezogen; denn der Hochmuth empöret alle Wesen wider dich, weil du selbst sie dazu anreizest. Verzeih die Unbilden; denn die Rache verewiget den Haß.

Thu demjenigen, der dich beschimpfet, Gutes, damit du dich größer, als er ist, zeigest, und dir ihn zum Freunde machst. Sey enthaltsam, mäßig und keusch; denn die Wollust, die Unmäßigkeit und die Ausschweifungen zerstören dein Wesen, und machen dich verächtlich.

Sey ein braver Bürger; denn dein Vaterland ist dir zu deiner Sicherheit, zu deinem Vergnügen und zu deinem Glücke nothwendig; sey versichert, daß der Mensch, der Glückliche macht, niemal selbst unglücklich seyn könne. Wenn du dich so aufführest, so wirst du allezeit mit Freuden in dich zurücke sehen. Du wirst auf dem Grunde deines Herzens weder Schande, noch Schrecken, noch Gewissensbisse finden. Wenn sich der Himmel mit dir beschäfftigen würde, so würde er mit deinem Betragen zufrieden seyn, so bald es die Welt ist.

Ich strafe gewisser, als die Götter, die Verbrechen der Erde. Der Böswicht kann den Gesetzen der Menschen entfliehen, aber niemal den meinigen. Wenn du dich der Unmäßigkeit ergiebst, so werden dich die Menschen darüber nicht strafen; aber ich werde es: denn ich will deine Tage verkürzen. Wenn du lasterhaft bist, so werden deine unglücklichen Gewohnheiten auf dein Haupt zurückfallen. Die Fürsten, die ihre Gewalt über den menschlichen Gesetzen aufrichten, müssen unter den meinigen zittern. Ich bin's, die sie züchtiget, die sie mit Verdacht und Schrecken überschüttet. Dringe hinunter bis auf den Grund der Herzen dieser Lasterhaften, die sich begnügen, mit der guten Miene ihre zerrissenen Seelen zu bergen. Sieh da den Geizhalz ausgemergelt auf seinen unbrauchbaren Schätzen jammern, die er auf Kosten seiner selbst mit so vielen Sor-

gen gesammelt hat! Sieh da den fröhlichen Wollüstling heimlich über die verschleuderte Gesundheit ächzen; Trennung und Haß zwischen diesen ehebrecherischen Gatten wüthen. Den Lügner alles Zutrauens beraubt; den Betrüger bey dem bloßen Namen der Wahrheit erbeben; das Herz, das der Neid angefressen, und über dem Glücke der andern verdorrt; das eiskalte Herz des Undankbaren, das keine Gutthat mehr erwärmet; die eiserne Seele dieses Ungeheuers, das die Seufzer des Unglücklichen nicht erweichen; jenen Rachsüchtigen, der sich mit Galle und Schlangen nährt, und sich in seiner Raserey selber auffrißt. Beneide, wenn du dich getraust, den Schlaf des Mörders, des ungerechten Richters, des Unterdrückers, deren Betten die Furien mit ihren Fackeln umringen. Aber nein, die Menschlichkeit befiehlt dir, auch an ihren

ver=

verdienten Qualen Theil zu nehmen. Wenn du dich mit ihnen vergleichest, so wirst du dir Glück wünschen, allezeit Frieden in deinem Herzen zu finden. Sieh also, wie an ihnen und an dir das Gesetz des Schicksals erfüllet werde, das will, daß das Laster sich selber bestrafe, und der Tugend niemal die Belohnung entzogen werde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

500,- 17.5.83

500,–
Febr 85

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Helvétius, Jean Claude Adrien,

Der wahre Sinn des Natursystemes

Frankfurt und Leipzig 1783

Ph.u. 238
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046006-1
VD18 10723137